Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 19 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 8. Mai 1908

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck.

III.

Und nun, Kaiserliche Hoheit, wollen wir in das labyrinthische Gebäude der auswärtigen Politik eintreten, über dessen Pforte ich in Stunden der Verstimmung die düsteren Danteworte zu erblicken glaube: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“

Wer unsere auswärtige Politik loben will, der wird immer von ihr rühmen, daß sie uns auch seit der Lukanisierung Bismarcks den Frieden erhalten habe. Nun ist es gewiß ein Lob für einen Staatsmann, wenn man ihm nachsagt, daß er den Frieden liebt und der Nation dies kostbare Gut, dies milde, allem Schaffen gedeihliche Klima zu sichern sucht; indessen ist auch dieser Tugend eine Grenze gezogen, jenseits deren sie zum Laster wird. Peace with honour! Dieses Wort Beaconsfields kann allein die Losung sein. Und nicht nur die Ehre der Nation, auch ihre Wohlfahrt, nicht allein das ideelle, sondern auch das materielle Interesse muß gewahrt werden. Leicht kann ja ein jeder den Frieden erhalten, wenn er nach dem sklavenmoralischen Rat der Bibel demjenigen, der ihn auf die linke Wange schlug, auch noch die rechte hinhält. Aber auch diese Erniedrigung entbindet auf die Dauer nicht von der Notwendigkeit, die Kräfte im Kampf zu messen, denn die freiwillige Demütigung steigert nur den Uebermut dessen, der sich der Stärkere dünkt. Wir werden uns also die Fragen vorlegen müssen, ob unsere auswärtige Politik wirklich stets dem Frieden gedient, und ob sie da, wo sie es tat, die Grenze, die das Gefühl der eigenen Würde und die sichere Abschätzung der eigenen Interessen zieht, nicht bisweilen überschritten hat.

Zunächst aber wollen wir doch einmal feststellen, daß sich der Friede heute von selbst erhält. Moltke hat vor langen Jahren gesagt, nicht mehr von den Ambitionen der Kabinette, sondern von den Leidenschaften der Völker drohe in unseren Tagen der Krieg. Für Europa wenigstens muß die Gültigkeit dieses monarchisch empfundenen Aphorismus bestritten werden. Seit Frankreich müde und morsch geworden ist, scheint in allen Nationen unseres Kulturkreises der martialische Geist erloschen, wie liebevoll auch der militärische von den Regierenden gepflegt wird. Je mehr der Wohlstand sich steigert, desto mehr stärkt sich der Wille zum Frieden. Millionen sind heut allüberall am Frieden interessiert; sie sind es weit mehr als ihre Vorfahren in vergangenen Jahrhunderten, weil sie behaglicher als jene leben, und weil die Kluft zwischen Krieg und Frieden heute eine viel tiefere ist, als sie es in rauheren Zeiten war. Allenthalben erfreut sich der Bürger eines sicher stabilierten Haus- und Händlerfriedens, so daß die Mobilmachung eine ungeheure Umwälzung, die Rückkehr aus dem Kosmos ins

Chaos bedeutet und ein looping the loop des Intellekts erfordert. Außer einer kleinen Anzahl von Industriellen ist niemand am Ausbruch des Krieges interessiert, und wenn diese Industriemagnaten vielleicht ein — übrigens immer unsicheres — geschäftliches Plus erzielen, so steht ihm auch für sie ein Minus an humanen Werten gegenüber. Geschäftsleute, die gewissenlos zum Kriege hetzen, weil sie die Konjunktur als Lieferanten ausnützen können, sind wahrscheinlich im Leben sehr selten, und der Vampyrtyp spukt nur in den überreizten Hirnen der sozialdemokratischen Wanderredner, die auf al fresco-Agitation angewiesen sind. Die Anpassungsfähigkeit unserer Kaufleute findet sich in jedem Milieu zurecht, nur eins kann ihr Kalkül nicht missen: leidliche Sicherheit.

Angesichts dieser simplen Betrachtungen wirkt der Enthusiasmus, mit welchem unsere Staatslenker bei allen feierlichen Anlässen als die Erhalter des Friedens gepriesen werden, komisch oder betrübend. Der Monarch oder Kanzler, der heute den Frieden nicht so lange erhalten wollte, wie die Ehre und die Wohlfahrt der Nation es irgend gestattet, wäre ein Verbrecher, dem der Kopf vor die Füße gelegt werden müßte. Es ist ganz überflüssig, einen Staatslenker zu loben, weil er eine selbstverständliche Pflicht erfüllt. Und ein Monarch oder Kanzler, der wider Willen in einen Krieg verwickelt würde, müßte schon jene Fehler begangen haben, von denen man mit Talleyrand sagen kann, daß sie schlimmer sind als Verbrechen.

Nun fragt es sich gewiß nicht, ob Kaiser Wilhelm und Fürst Bülow friedliebend sind. Sie sind es sicher alle beide von ganzer Seele, ganzem Herzen und ganzem Gemüte. (Clemenceau ließ etwa vor Jahresfrist den Satz drucken: Guillaume est un pacifiste. König Eduard sagte in Paris: Guillaume n'ordonnera pas la mobilisation de l'armée allemande, und Jules Huret berichtete im Figaro, er habe in Potsdam gehört, que la vraie nature de l'Empereur est celle d'un timide.) Es fragt sich nur, ob ihre Politik geeignet war, den Frieden zu erhalten. Wie erhält man den Frieden? Indem man Vertrauen schafft. Wie stört man ihn? Indem man Mißtrauen schafft. (Ich sage nicht „Mißtrauen säet", weil unsere auswärtige Politik ja nicht dolos, sondern naiv ist, und weil wir ein Teil von jener Kraft sind, die stets das Gute will und . . . sich nur in der Wahl der Mittel vergreift.) Nun, es ist eine unleugbare Tatsache, daß die wilhelminische Politik trotz löblichster Intentionen um Deutschland eine Sphäre des Mißtrauens gebreitet hat, wie sie uns seit dem Anfang der siebziger Jahre nicht mehr die Atmung erschwerte. Damals hatten wir uns durch drei siegreiche Kriege verdächtig gemacht, heute sind wir's, ohne irgendwelche Benefizien eingeheimst zu haben.

Die Grundsätze, die der gesunde Menschenverstand dem einzelnen für den Verkehr mit seinen Nebenmenschen vorschreibt, gelten auch für die internationalen Beziehungen. Der einzige Unterschied ist der, daß der Egoismus des einzelnen dann und wann mehr oder weniger durch altruistische Erwägungen gemildert wird, der Egoismus der Staaten aber diese Sänftigung nicht duldet. Wie es aber für den einzelnen von größter Wichtigkeit ist, ob er als gerecht, wohlwollend, diskret und vor allem als zuverlässig gilt, so auch für den Staat. Für den Staat! Wozu die Abstraktion? Es gibt keine „Fragen", hat Thiers einmal gesagt, es gibt nur Menschen und ihre Leidenschaften. Bismarcks eifrigstes Bemühen war es, sich in den Friedensjahren, die der heroischen Epoche folgten, das Vertrauen der europäischen Welt zu sichern. Er war immer darauf bedacht, die deutsche Politik als eine bekannte Größe, als einen konstanten Faktor erscheinen zu lassen. Gleichzeitig trachtete er unablässig, sich durch Verträge gegen alle die Komplikationen zu sichern, die seinem immer kombinationsschwangeren Hirn nur möglich erschienen. Deutschland aber und die Welt wußte stets, was Bismarck wollte. Seine Mittel wechselten, seine Grundsätze und Ziele blieben die gleichen.

Heut ist es anders. Unserer auswärtigen Politik fehlt durchaus das weise Maß, das die Griechen Sophrosyne nannten. Wir drohen heut und ducken uns morgen, wir brüskieren heut und versöhnen morgen, wir versprechen viel und halten wenig, wir sind groß in Worten und klein in Taten, wir fordern, daß ohne den Konsens des Deutschen Kaisers auf

dem Erdball keine große Entscheidung falle, und geben uns zugleich als den „desinteressierten Gentleman", kurz, Deutschland gleicht zwar mehr denn je einem Riesen, aber einem betrunkenen Riesen, der bald hierhin, bald dorthin taumelt. Und so leben wir heut im Zeichen einer keineswegs glänzenden Isolierung und können den Fürsten Albert Honorius von Monaco nach zarischem Vorbilde als „unique ami" ansprechen. Schadet aber nichts, denn wir haben immer Illumination und Feuerwerk, und auch morgen sind wir „wieder lustick". Wir amüsieren uns auch nicht frivol, sondern gottgefällig. Viel Pomp, wenig Grütze! ist die Parole für alle neudeutschen Festivitäten. Esprit war ja stets das Symptom dekadenter Perioden: es läßt sich also annehmen, daß wir noch kerngesund sind.

Lassen Sie uns nun unser Verhältnis zu den einzelnen europäischen Staaten einer Betrachtung unterziehen, die leider im Rahmen dieser Zeitschrift nur eine flüchtige sein kann, die aber immerhin die markantesten Züge nachzeichnen wird. „Olle Kamellen!" werden die staubgeborenen Leser dann und wann brummen, indessen die Eigenart dieser Briefe gestattet mir nicht, lauter „primeurs" zu servieren. (Auch wenn ich's vermöchte, dürfte ich's nicht: wer wirken will, muß wiederholen.) Es ist ja auch an sich schon interessant, daß Ihnen dieselben Dinge, die bürgerlichen Lesern längst geläufig sind, vermutlich als letzte Neuheiten erscheinen werden. Ich bitte, in dieser Bemerkung keine Unhöflichkeit zu erblicken; sie soll lediglich sagen, daß Ihre Lebensweise, wie Tradition und Etikette sie geregelt hat, Sie vieler Bildungsmöglichkeiten beraubt. Fürst Bismarck hat in seiner Charakteristik Wilhelms des Ersten erzählt, wie betroffen er „über des Prinzen Unbekanntschaft mit unseren staatlichen Einrichtungen und der politischen Situation" gewesen sei. Er gab im Jahre 1853 dem Prinzen eine kurze Darstellung von der Genesis unserer ländlichen Zustände und der Beziehungen zwischen Gutsherrn und Bauern, und er berichtet hierüber: „Ich schickte ihm die Arbeit nicht ohne die Befürchtung, der Prinz werde kurz und ironisch antworten, er habe durch mich nichts erfahren, was er nicht schon seit dreißig Jahren wisse. Umgekehrt aber dankte er mir lebhaft für die interessante Zusammenstellung der ihm neuen Daten."

Unser Verhältnis zu England beherrscht die gesamte europäische Politik. Dies Verhältnis ist vielgestaltig; dominierend aber ist doch die innere Stellung, die die beiden Monarchen zueinander einnehmen. (Die Zeitungen erklären gern, die Beziehungen der Nationen würden nur durch ihre Interessen bestimmt. Das klingt wissenschaftlich, demokratisch und entbindet von der gefährlichen Pflicht, Reden und Handlungen des Monarchen zu kritisieren. Wer die Dinge sub specie aeterni zu sehen versucht, kann vielleicht so sprechen; für die Tagespolitik ist es eine feige, feile Phrase und überdies bleibt zu bedenken, daß doch auch die Geschichte nur monumentalisierte Tagespolitik ist.) Diese innere Relation aber läßt sich in Kürze nur als unüberwindliche Abneigung bezeichnen. Wie diese Abneigung entstanden ist, auf welchen Antinomien der Charaktere sie beruht, weiß ich nicht, aber sie ist vorhanden. Von beiden Seiten sind spottende oder höhnende Worte gefallen, und es wäre — ganz abgesehen davon, daß ich das Material dazu nicht besitze — nicht gerade geschmackvoll, wenn ich in einem an Sie gerichteten Briefe die Schuldfrage untersuchen wollte. Ohnehin bin ich nur zu oft genötigt, in diesen Blättern Einwendungen gegen die Haltung des Kaisers zu erheben. Es würde dies ein unverzeihlicher Mangel an Takt sein, wenn nicht eben Ihr Herr Vater Kaiser und wenn Sie nicht Kronprinz wären. Herrscher und künftige Herrscher müssen es lernen, auch die Mitglieder ihrer Familie objektiv zu sehen. Den Luxus einer vom Intellekt nicht kontrollierten Pietät, die zu schweren politischen Mißgriffen verleiten kann, dürfen sie sich nicht gestatten.

Aber der König von England regiert nicht, in seinem Lande regiert die öffentliche Meinung. Diese öffentliche Meinung, den vielköpfigen Souverän, hat Wilhelm der Zweite schwer gekränkt, als er den Präsidenten Krüger zu dem Siege über die Jamesontruppe beglückwünschte. Von diesem „unglückseligen" Telegramm datiert die Aera der Verstimmungen. Der Kaiser hat dann versucht, den fatalen Eindruck wieder auszulöschen, er hat Cecil Rhodes empfangen (der britische Konquistador durfte im Reiseanzug ins Schloß kommen und die gouvernementale Presse pries das moderne Empfinden des Monarchen), hat sich in Artig-

keiten erschöpft und selbst schroffe Abweisungen seines königlichen Oheims mit christlicher Langmut hingenommen. Eduard der Siebente hat jahrelang eine Politik getrieben, die der Einkreisung Deutschlands galt, er hat Berlin immer noch nicht betreten; Kaiser Wilhelm aber hat im vorigen Jahre wochenlang in England geweilt, und als die Offiziösen endlich aufjubelten: „Es ist erreicht!", als das zerrissene Band dürftig genug wieder geknüpft worden war, da hat er einen Brief geschrieben, der auf ein Dezennium die Stimmung des englischen Volkes gegen uns verdirbt. Der Brief galt, wie Sie wissen, dem Ersten Lord der Admiralität. Es war „ein Privatbrief und ein politischer Brief, der Brief eines Gentlemans und Seemanns an einen anderen Gentleman und Seemann . . ." so charakterisierte ihn Fürst Bülow, bald Neoscholastiker, bald Biedermann, im Deutschen Reichstage, und dieser Klub der Harmlosen lauschte dem fabulierenden Diplomatikus andächtig. Kein Wörtchen des Widerspruchs wurde laut. Lord Tweedmouth aber wurde nach kurzer Anstandspause in einer dekorativen Würde unschädlich gemacht, und natürlich ist, da der Brief leider, weil er gar zu witzig war, nicht veröffentlicht werden konnte, heute jeder Durchschnittsengländer fest davon überzeugt, daß der Deutsche Kaiser versucht habe, den Ersten Lord der Admiralität von seiner Pflicht abwendig zu machen und das Fundament der britischen Macht zu unterwühlen. Die deutschen Zeitungen waren fast alle loyal beflissen, den Zwischenfall für erledigt zu erklären, aber diese liebedienerischen Bemühungen waren unaufrichtig, der Monarchie und dem Staate schädlich und vertuschten nur die leidige Wahrheit. Denn wenn den höheren Ständen ein Zwischenfall schon längst als erledigt gilt, dann sickert erst der vergiftete Quell in die tieferen sozialen Schichtungen hinab, hier aber gräbt sich die ätzende Lauge tief in den Boden und zerstört die Keime fruchtbaren Wachstums. Wir wundern uns bisweilen über jähe Ausbrüche nationaler Leidenschaft, wir begreifen sie gar nicht, aber nur deshalb begreifen wir sie nicht, weil wir zu rasch vergessen, und weil der subkutane Kausalnexus sich unserem Blick entzieht. Wenn ein Staatsmann wie Fürst Bülow die Verantwortung für einen solchen Brief — nachträglich, wie immer — auf sich nimmt, so bringt er ein schweres Opfer, und dieses Opfer ist nur dann verdienstlich, wenn er dem Kaiser unerbittlich alle Folgen vorhält, die aus derartigen blunders entstehen können. Unterläßt er dies, weil er vielleicht fürchtet, daß der Monarch ihm dasselbe erwidern werde, was er dem hohen Hofbeamten erwidert hat, der alleruntertänigst auf die enormen Kosten der Korfureise hinwies, so macht er sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig. Wallensteins Lebensregel: „Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's" ist allen Herrschern sehr zu empfehlen. Welche Panik, als die Briefe an Hinzpeter gestohlen schienen! Und ist es vielleicht angenehm, wenn ein Mann von den Qualitäten des Fürsten Eulenburg einen ganzen Dossier vertraulicher épanchements von der Hand des Monarchen besitzt? Auch wir kleinen Leute handeln nach dem Wort „littera scripta manet"; um wieviel mehr sollte ein Kaiser es beherzigen!

Wer kann nach diesen zwei Pröbchen noch behaupten, daß unsererseits alles geschehe, um den Frieden zu erhalten, daß alles vermieden werde, was ihn stören könnte? Es ist überaus zweifelhaft, ob die Buren den Widerstand gewagt hätten, wenn das Telegramm des Kaisers ungeschrieben geblieben wäre. Niemand konnte damals ahnen, daß unsere Politik aus einem solchen Zuruf der Bewunderung und Ermutigung keine, gar keine Konsequenzen ziehen würde. In England sind jedenfalls noch heute Hunderttausende davon überzeugt, daß sie den Burenkrieg dem Deutschen Kaiser verdanken. Mag auch diese Auffassung falsch sein, einen Schein des Rechtes hat sie für sich. Denn damals wußte man nicht anders, als daß das Wort eines Deutschen Kaisers auch eine Tat bedeute. — Daß aber der Brief an Lord Tweedmouth dem Friedensgedanken nützen werde, das wird wohl selbst der wildeste Ganghoferianer nicht zu hoffen wagen.

Wir haben dann eine Flotte gebaut, und die Adoranten Wilhelms II. rechnen es ihm zum höchsten Ruhm an, daß er auf die Notwendigkeit der Flottenverstärkung hingewiesen habe. Ich glaube nicht, daß es eines ungewöhnlichen Fernblickes bedurfte, um diese Notwendigkeit zu erkennen, und ich glaube, daß es nützlicher gewesen wäre, diese Flotte, wie Fürst Bülow einmal sagte, „ohne Tamtam" zu bauen. In die Gedankenwerkstätte des

Kaisers gewährt das Telegramm Einblick, das er im Jahre 1897 an den Prinzen Heinrich sandte, der ihn bei dem Jubiläum der Königin Viktoria vertrat: „Ich bedaure tief, daß ich Dir zu der Feier kein besseres Schiff als den König Wilhelm zur Verfügung stellen kann, während andere Nationen mit ihren stolzen Kriegsschiffen glänzen werden. Dies ist die traurige Folge des Verhaltens jener Vaterlandslosen, die die Anschaffung der notwendigen Schiffe zu hintertreiben wissen. Ich werde aber nicht eher rasten, bis ich meine Marine auf dieselbe Höhe gebracht habe, auf der sich die Armee befindet." Dieses Telegramm gleicht dem fehlerhaften Pferd, an dem die jungen Hippokratesse der Charité alle nur möglichen Abnormitäten zu studieren pflegen. Der Kaiser geht in ihm von einer Festlichkeit aus, bei welcher wir seiner Ansicht nach nicht imposant genug zu repräsentieren vermochten; solche Betrachtungen fallen in die Rubrik der Prestigepolitik, die Fürst Bismarck so ingrimmig geißelte, und die dem deutschen Charakter — bevor wir „arrivés" waren und Parvenus wurden — so schroff widerspricht. Dann kritisiert der Monarch in Worten, deren Qualifizierung ich mir leider versagen muß, die Volksvertreter, die nach Pflicht und Recht abgestimmt haben — das Telegramm soll noch viel ungezwungener gelautet haben, als es hier wiedergegeben ist — und weiter wird in Aussicht gestellt, daß die Marine auf die Höhe der Landarmee gehoben werden solle. Da unser Landheer unbestritten das stärkste der Welt ist, so bedeutet diese Ankündigung, daß auch unsere Marine die stärkste der Welt werden solle. Wenn das Ausland diese Proklamation durch sinnverwandte Imperative wie „Der Dreizack gehört in unsere Faust!" oder durch die selbstgewählte Titulatur „Der Admiral des atlantischen Ozeans" ergänzte, so mußte es mißtrauisch werden, und zur Erhaltung und Befestigung des Friedens konnten diese rhetorischen Ergießungen wirklich nicht beitragen. Daß es wirtschaftlich ein Unding ist, Deutschland mit einer Doppelrüstung dieses Kalibers belasten zu wollen, und daß Deutschland finanziell zusammenbrechen müßte, wenn der megalomanische Versuch ernstlich unternommen würde, diese Ueberlegung brauchte das Ausland nicht anzustellen. Es hatte das gute Recht, sich an die Kaiserworte zu halten, an denen man nicht drehen noch deuteln soll, und da erschien es ihm geboten, sich koalitiv zusammenzuschließen und dem heftig gestikulierenden Hohenzollern den Spielraum ein wenig zu verengen.

König Eduard wird als Diplomat gepriesen. He is a clever chap, very keen on politics sagen seine Landsleute von ihm, und die Deutschen wiederholen im stillen dies schmeichelhafte Urteil. Aber wirklich, es wird ihm sehr leicht gemacht, sich als Diplomat auszuzeichnen. An Wilhelm I. hat er ebensowenig einen ebenbürtigen Gegner, wie Fürst Bülow an Herrn Pachnicke. Er brauchte nichts weiter zu tun als sich mit behaglicher Bonhommie zu geben, zu plaudern statt zu deklamieren, den Hermelin mit einem Raglan zu vertauschen, und die Sache war gemacht. Sagen wir's offen: er brauchte nur das Gegenteil von dem zu tun, was der Deutsche Kaiser tat, und überall klärten sich die Mienen. Kein Mensch liebt es, hypertrophischem Individualismus zu begegnen, und Leute, die das Wort Ich mit drei großen Buchstaben schreiben, sind überall unwillkommen, mögen sie auch von vortrefflichen Eigenschaften starren wie der Igel von Stacheln. Friedrich Wilhelm IV. hat einmal ein Wort gesprochen, das unserem Nationalstolz übel klingt, das aber für ungünstige Konjunkturen seinen opportunistischen Wert hat; er schrieb an Bunsen: „Effacieren wir uns!" Wilhelm II. hat nach einem anderen Wort gehandelt; nur allzuoft schien sein Tun zu sagen: „Oktroyieren wir uns!"

Selbstverständlich wäre es ungerecht, die Verschlechterung unserer Beziehungen zu England allein dem Kaiser aufzubürden. Wir haben im Grunde England nichts getan, wie wir in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch Frankreich nichts getan hatten. Als wir eine Landmacht wurden, erblickte Frankreich in unserer Konsolidierung ein Verbrechen an der „großen Nation" des Kontinents, einen Eingriff in sein Gloire-Monopol und forderte Rache für Sadowa; als wir eine Kolonial- und Seemacht wurden, schlug Englands geringschätziges Wohlwollen in bitteren Haß um. Die Rivalität auf dem Gebiet der Industrie und des Handels verstimmte das Volk, das so lange im Besitze war und daher

im Recht zu wohnen glaubte. Diese Verstimmung aber wurde durch die Bombardon-Politik Wilhelms II. noch verschärft, und Chamberlain und Eduard VII. hatten leichtes Spiel.

In Wirklichkeit hat England dem Kaiser viel zu danken. Jeder andere hätte den Burenkrieg benutzt, um sich mindestens die Neutralität vergüten zu lassen. Wie aber verhielt sich Wilhelm II.? Herr Bashford hat es uns im „Strand Magazine" erzählt, und seine Darstellung, die in der ganzen deutschen Presse abgedruckt wurde, ist meines Wissens nicht korrigiert oder dementiert worden. Ich zitiere den heute noch interessanten Artikel nach einem Bericht der Vossischen Zeitung:

„Bashford versichert uns sodann, daß der Kaiser das Krügertelegramm nachträglich sehr bedauert habe. Es sei deswegen zwischen ihm und der Königin Viktoria zu einem Briefwechsel gekommen, und der Kaiser hat in dieser Beziehung seinerzeit, wie Herr Bashford versichert, geäußert: „Ich habe der Großmutter in einem Sinne geantwortet, der sie bestimmt erfreuen wird." In der englischen Presse wurde aber trotzdem das Mißtrauen gegen den Kaiser und seine Absichten lebendig erhalten und häufig versichert, daß der Burenkrieg nie ausgebrochen wäre, wenn sich der Kaiser nicht eingemischt hätte, und daß er auch nach dem Ausbruch des Krieges eine Allianz gegen England in Vorschlag gebracht habe, die jedoch an der Weigerung Delcassés gescheitert sei. Herr Bashford sagt: Gegen die Wiederholung dieser Fabel kann ich das Folgende anführen: Die Agitation, die in England gegen die Person des Kaisers betrieben wurde, hat ihn stets sehr gekränkt, da er der englischen Kritik weit größeres Gewicht beilegt als der von irgendeinem anderen Lande kommenden. Bei einem Anlasse, wo die Erbitterung gegen ihn besonders geschürt wurde, besprach er die ganze Frage mit großer Wärme mit einem Herrn, dessen Namen ich kenne, und er machte die folgenden Bemerkungen: „Ich kann dieses Uebelwollen gegen mich in England nicht verstehen. Deutschland wurde während des Burenkrieges von zwei mächtigen Seiten gleichzeitig der Antrag gestellt, die für England entstandene Situation zu benutzen, und ich habe direkt abgelehnt. Ich telegraphierte sofort an meinen Onkel, was für ein Antrag an mich gestellt worden war." Ich selbst kann weiter hinzufügen, daß während des Burenkrieges den Offizieren auf das strengste verboten war, mit anderen Personen über den Krieg und dessen politische Bedeutung zu sprechen. Von großer Bedeutung in diesem Zusammenhange sind auch die Worte, die häufig von der verstorbenen Kaiserin Friedrich während der letzten Monate ihres Lebens gebraucht wurden: „Mir ist es ein großer Trost bei all den Schmerzen, die ich zu erleiden habe, zu wissen, daß mein Sohn vollständig bei diesem Kriege auf der Seite meines Mutterlandes steht."

Demnach hat der Kaiser für England viel getan. Seine Freundschaft für Albion scheute, wenn Herr Bashford gut unterrichtet ist, nicht einmal vor einer Indiskretion zurück, über welche die beiden „mächtigen Seiten" — Frankreich und Rußland — gewiß nicht sehr erbaut waren.

Per tot discrimina rerum ist heute unser Verhältnis zu England trotz aller privaten Bemühungen ein nichts-als-korrektes. Was das für uns bedeutet, wird uns erst dann ganz klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, welch ein Netz die englische Diplomatie über den Erdkreis gespannt hat.

England ist mit Amerika durch Bande des Blutes verbunden, die Kennern unzerreißbar dünken. Gewiß gab es Perioden der Entfremdung, wie die Zeit des Sezessionskrieges, in der in England eine starke Parteinahme für die Südstaaten zutage trat; auch die Alabamafrage wirkte in diesem Sinne, und die Iren bilden in Amerika ein einflußreiches, dauernd englandfeindliches Element. Trotzdem aber durfte sich Chamberlain als Dolmetsch der englischen Nation fühlen, als er im Jahre 1897 in einer Rede zu Toronto sagte: „Ich muß es ablehnen, von den Vereinigten Staaten als von einer fremden Nation zu sprechen. Wir sind einer Rasse und eines Blutes. Ich muß es ablehnen, irgendeinen Unterschied zwischen den Interessen der Engländer von England, von Kanada und der Vereinigten Staaten zu machen. Wir sind die Zweige einer einzigen Familie."

Nun ist es wohl ziemlich sicher, daß dieser zielbewußte Enthusiasmus des großen Realphantasten von den Amerikanern nicht ganz so warm erwidert wird. Aber die englische Regierung ist den Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1896 so außerordentlich entgegengekommen, daß auch der nüchternste Yankee mit ihr zufrieden sein muß. Schon in dem Venezuelastreit von 1896 erreichte die Union alles, was sie erstrebte. Die Streitfrage wurde durch ein Schiedsgericht ausgetragen, und die Grenze zwischen Britisch-Guyana und Venezuela, wie das Schiedsgericht sie feststellte, fiel fast genau mit der Trace zusammen, die vorher eine amerikanische Kommission auf Grund geographischer und geschichtlicher Untersuchungen gezogen hatte. Dann gab Lord Salisbury den Clayton-Bulwerschen Vertrag von 1856 preis. In diesem Vertrage war bestimmt worden, daß der künftige mittelamerikanische Kanal neutral sein und daß seine Neutralität von Amerika und England garantiert werden sollte. In dem Hay-Pauncefote-Vertrag aber verzichtete England rundweg auf die Rechte, die das Abkommen von 1856 ihm gewährte, und der Panamakanal wurde eine rein nationale Angelegenheit der Amerikaner. Auch die britische Flottenpolitik brachte die Wendung in den anglo-amerikanischen Beziehungen deutlich zum Ausdruck. Im Gebiet des Karaibischen Meeres wurde die Flottenstation auf Santa Lucia aufgegeben und die Regierungswerft auf Jamaika geschlossen. England zog, wie Dr. Hans Plehn sagt — in dessen gediegenem und leicht verständlichem Buche „Nach dem englisch-japanischen Bündnis“ (Carl Curtius, Berlin) Sie diese Darstellung kontrollieren können —, die Symbole seiner Macht aus seinem westindischen Besitze zurück. Auch hinsichtlich der vorhandenen kolonialpolitischen und fischereirechtlichen Streitfragen finden fortdauernd Verhandlungen statt, in denen England die nachgiebigste Haltung beobachtet.*)

Mit der zweiten, der fiebrig emporstrebenden Macht des Stillen Ozeans hat England ein formelles Bündnis geschlossen, und unser kostspieliges Plätzchen an der Sonne in Kiautschou hat nun die Schattenseite, daß es nur von dem guten Willen der beiden Verbündeten abhängt, ob es uns bleiben soll oder nicht. Das englisch-japanische Bündnis widerspricht dem englischen Rassegefühl und wird in England niemals volkstümlich werden; es hat in Australien arg verstimmt, es hat in Indien dem Ansehen Englands geschadet, und sicher ist es kein Denkmal, dauernder denn Erz, das sich die insulare Diplomatie errichtet hat. Aber nicht alle Bündnisse entkeimen den tiefsten Bedürfnissen der Nation; es gibt auch solche, die lediglich taktisch-kombinatorischen Wert haben und dem ad hoc einer konkreten Situation gelten. Auch den Dreibund hat Bismarck lediglich als eine „strategische Stellung“ charakterisiert, welche „angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war“. Unsere Diplomatie beherzigt von allen Weisheitssprüchen Bismarcks einzig den Greisenrat quieta non movere, der doch nur dem politischen Spieltrieb einer gewissen Periode galt; da sie nicht schöpferisch zu wirken vermag, galvanisiert sie von Zeit zu Zeit die Leiche des Dreibundes, aber dies Bemühen ändert nichts daran, daß er tot ist.

Doch weiter. England hat mit Frankreich eine Entente geschlossen, in der der Republik Marokko überlassen wurde. Es ist ein Wechsel auf die Zukunft. Damit aber die Gegenwart nicht zu kurz komme, teilen sich England und Frankreich inzwischen nach dem beliebten Artischocken-Modus in das Königreich Siam. Portugal ist schon seit lange nur eine politische Dependance Englands, Spanien ist dem Britenreiche eng verbunden und läßt sich von ihm seinen Mittelmeerbesitz garantieren und seine Flotte restaurieren. Italien ist durch seine Küstenausdehnung und seine unzureichende Flotte auf ein gutes Verhältnis zu England angewiesen. In der Türkei fällt Englands Wort heut gewichtiger in die Wagschale als das des deutschen Botschafters, da der Sultan eingesehen hat, daß Deutschlands Freundschaft kostspielig, aber nicht einträglich ist. Oesterreich bedarf, seit die Mürzsteger Seifenblase zerplatzt und der lange latente Antagonismus zwischen Rußland und der Donaumonarchie

*) Ich muß meine Ausführungen dem Raum anpassen, der mir im „Morgen“ zur Verfügung steht. Die Briefe werden später in Buchform erscheinen, und dann werde ich versuchen, die Skizze zum Bilde zu gestalten. E. G.

auf dem Balkan wieder deutlich in die Erscheinung getreten ist, der Unterstützung Englands, und Griechenland hofft auf das Britenreich, solange das englische Balkankomitee unentwegt über die türkischen „atrocities“ eifert.

Mit Rußland ist ein Vertrag geschlossen worden, den vor wenigen Jahren noch kein Politiker für denkbar gehalten hätte, und vermutlich wird König Eduard, genannt der peacemaker, demnächst den Zaren besuchen, um ihn einer sanften, wohltuenden Knetung zu unterwerfen. Die deutsch-feindliche Stimmung, die jetzt in Rußland stärker als seit Jahren grassiert, läßt den Augenblick für eine solche massage of love als höchst günstig erscheinen.

So ist Englands Bilanz beschaffen. Die Uebermacht dieses Reiches muß uns bedrohlich dünken, und gewiß haben wir nach dem Grundsatz similia similibus dem System ein System entgegengestellt. Lassen Sie uns zunächst unser Verhältnis zu Frankreich betrachten.

Wilhelm der Zweite, der in den ersten Tagen seiner Regierung das von Selbstgefühl strotzende Wort sprach: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir, mit der werde ich allein fertig!“, glaubte auch mit Frankreich allein fertig zu werden. Er wollte Frankreich versöhnen, wie er ja auch die „rote Rotte“, die „frechen Sarmaten“ und endlich das „beleidigte Albion“ versöhnen wollte. Wie unsere innere Politik sich seit Jahren darin erschöpft, übereilte Gesetze zu schaffen, die nach kurzer Zeit widerrufen werden müssen, so daß Bebel unsere Legislative mit vollem Recht als Kesselflickerei charakterisieren durfte, so war unsere auswärtige Politik ein beständiger Widerruf, bis mit der Affäre Tower-Hill die Periode der unverhüllten Demütigung begann. Frankreich gegenüber legten wir jahrelang eine verblüffende, im Rahmen unserer ziellos experimentierenden Gesamtpolitik fast stilwidrig wirkende Konsequenz an den Tag. Der Kaiser erklärte Georges Ohnet für einen hervorragenden Schriftsteller und erregte durch diese allzu gnädige Einschätzung in Frankreich ein allgemeines Schütteln des Kopfes, er sandte Depeschen, führte Begegnungen mit Staatsmännern, Notabeln, Kadetten und Mimen herbei, beteiligte sich an Wohltätigkeitsaktionen, und endlich bot sich auch eine Gelegenheit zu dem, was die Herren Fischbeck, Kopsch und Wiemer positive Politik nennen. Wir fielen nach dem chinesisch-japanischen Kriege dem siegreichen Japan in den Arm und entrissen ihm, gemeinsam mit Rußland und Frankreich, die ersehnte Beute. Mit dieser Handlung, die kein nationales Interesse uns gebot, zogen wir uns den Haß der Gelben zu — der Kaiser hielt es außerdem für staatsklug, Europa mit Wort und Bild gegen die fremde Rasse aufzurufen — und trieben sie den Engländern in die Arme. Uns selbst brachte dieser ephemere Dreibund nichts. Immerhin, wir flirteten mit Marianne, und das war mehr, als Bismarck je von sich rühmen konnte. Aber — la donna è mobile — eines Tages schloß Frankreich mit England die Entente vom 8. April 1904, durch welche Marokko den Franzosen überwiesen wurde. Der Kanzler erhob keinen Einspruch, er wartete einen Augenblick ab, der ihm zur Aktion geeignet schien, und als Rußland durch den unglücklichen Verlauf des asiatischen Krieges in Europa aktionsunfähig geworden war, begann er die Kampagne gegen Frankreich. Der Kaiser begab sich nach Tanger, und hier garantierte er dem Sultan in feierlichen Worten seine Unabhängigkeit und die Integrität seines Landes und ersuchte den greisen Abd el Malek, den Neffen in Fez zu äußerster Vorsicht bei der Durchführung der geplanten Reformen zu mahnen. Jedes Wort dieser Rede richtete sich gegen den Vertrag vom 8. April 1904. Wer Deutschland noch so sah, wie es zu Zeiten Wilhelms des Ersten gewesen war, der mußte erwarten, daß wir das Schwert ziehen würden, wenn irgend jemand den Versuch wagte, die papiernen Bestimmungen des Marokkoabkommens in die Wirklichkeit zu übertragen. Indessen, so war's nicht gemeint, und wenn man einen diplomatischen Rückzug verschleiern will, dann beruft man eine Konferenz. Auf einer solchen wird soviel geredet, daß das Publikum sich nach wenigen Tagen nicht mehr auskennt und sich nach wenigen Wochen die Ohren zuhält. Folglich mußte die Konferenz mit Güte und Gewalt erzwungen werden. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung polterte im preußischen Korporalston, Fürst Bülow aber sprach am 25. Juni 1905 zum französischen Botschafter Bihourd die Worte, die beglaubigt sind und doch unglaublich scheinen: „Der Deutsche Kaiser hat sich dem Sultan verpflichtet und kann ihn deshalb nicht im Stich lassen,

doch die Zukunft gehört dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muß proklamiert und eine internationale Organisation versucht werden. Mißlingt der Versuch (was sehr möglich ist), dann kann Frankreich die Rolle übernehmen, die es sich wünscht." (Le prince a appuyé sur ce point, fügt der Diplomat hinzu.) Nach dieser Anweisung hat denn auch Frankreich gehandelt, es hat durch das teils unvorsichtige, teils rüpelhafte Betragen seiner Agenten dafür gesorgt, daß Zwischenfälle entstehen mußten, und daß der Versuch der internationalen Organisation mißlang. Nun konnte die Republik, der der deutsche Reichskanzler ihre Taktik vorgezeichnet hatte, die Rolle übernehmen, die sie sich wünschte. Und es entsteht die Frage: Ist die Unabhängigkeit des Sultans, die Integrität des Scherifats gewahrt worden? Hat der Kaiser, der sich dem Sultan verpflichtet hatte, ihn im Stich gelassen oder nicht? Abd ul Asis ist heute eine Marionette in Clemenceaus Hand, und die wichtigsten Plätze der marokkanischen Küste sind von französischen Truppen besetzt. Die Ermordung französischer Untertanen entband uns von unserem Versprechen? Ja freilich, dieser Mauchamps starb Herrn Clemenceau sehr gelegen. Wer geheiligte Sitten eines fremden Landes mit Füßen tritt, weckt natürlich die Volkswut, und so wurde die brutale Komödie von Casablanca möglich.

Es gab die verschiedensten Methoden, die Marokkoangelegenheit zu behandeln. Wir konnten den Vertrag akzeptieren und Frankreich herzlich beglückwünschen. Mit der reservatio mentalis, der unruhige Nachbar werde nun durch eine Jahre, ja vielleicht Jahrzehnte währende Pazifikation kriegerischer Stämme beschäftigt und von dem Loch in den Vogesen abgelenkt sein. Wir konnten ferner nach Delcassés Sturz den Versuch machen, uns gütlich mit Frankreich auseinanderzusetzen, Kompensationen zu erhalten oder vielleicht auch zu einer generellen Vereinbarung zu gelangen. Beide Wege lagen in der Richtung der bisherigen Politik. Wir konnten endlich ans Schwert schlagen und das Wort Wilhelms des Zweiten über den Rhein rufen, daß fortan keine große Entscheidung auf dem Erdball ohne das Placet des Deutschen Kaisers fallen dürfe, dann aber mußten wir das Schwert auch ziehen. Wir haben das einzige getan, was wir nicht tun durften: wir haben bramarbasiert und sind dann zurückgewichen. Olmütz, dessen Name zum Symbol der Schwäche und Schande geworden ist, war nicht halb so schlimm wie Algeciras, weil damals der Kriegsminister erklärte, daß die Armee nicht bereit sei. Im Jahre 1905 aber verfügten wir über ein Kriegsheer, das, wie uns unzählige Male versichert wurde, jeder Anforderung gewachsen ist. Wir verflauten die Stimmung gegen uns, die wir jahrelang so sorglich gepflegt hatten, und erreichten nichts als eine Minderung unseres internationalen Ansehens. Ist eine solche Politik eine Friedenspolitik, für die wir den Lenkern unseres Staates Dank schulden? Ich glaube, Kaiserliche Hoheit, Sie sagen nein.

Nun sind wir dabei, die Franzosen wieder zu versöhnen. Es besuchen uns Studenten, Künstler, Theaterdirektoren, und sie werden bei Hofe und im Hotel Adlon mit jener spezifisch berlinischen Gastfreundschaft gefeiert, für die das ahnende Volksgemüt das pittoreske Wort Klimbim gefunden hat. Der Kaiser hat zwei französische Kunstgrößen mit den Alpen verglichen, sie verglichen ihn zum Dank mit dem Himalaya. (Kennen Sie die possierliche Szene in Goethes „Wahrheit und Dichtung", wo Thorane und der frankfurter Bürger sich in Höflichkeiten übertrumpfen?) Er hat dem Schokoladenfabrikanten Menier Süßigkeiten gesagt, getreu der Monarchenregel, mit einem jeden „métier" zu sprechen. Er hat sogar — von der französischen Wagner-Extase weiß er vermutlich nichts — die „Hugenotten" einstudiert, eine Oper, deren frivol-gräßliches Sujet in jedem denkenden Franzosen die angenehmsten Erinnerungen wachrufen muß. Nebenbei gesagt, ist es durchaus irrtümlich, die „Hugenotten" als eine Schöpfung des französischen Genies anzusprechen. Hanslick schreibt darüber folgendes: „Freilich tragen sie notwendig von Haus aus die Physiognomie und den Zuschnitt der französischen Großen Oper; dennoch läßt die Musik nur in wenigen, meist untergeordneten Momenten den Deutschen verkennen. Ich kann mir kaum denken, daß ein anderer als ein deutscher Komponist Stücke, wie die Waffenweihe, das Sextett, den Spottchor, Valentinens Duette mit Raoul und Marcell, hätte schreiben können, von der Unzahl

kleinerer geistvoller Züge und wunderbar stimmungsvoller Ritornelle zu schweigen, in die nur ein Deutscher sich mit solcher Liebe vertiefen konnte."

Aus alledem erhellt jedenfalls das eine: Die Republik wird, wie einst Kardinal Ledochowski, „gebeten, zu vergessen".

Rußland, unserem östlichen Nachbar, haben wir während des russisch-japanischen Krieges eine so „vollkommen loyale Neutralität" gezeigt, daß der Kaiser, ohne sich allzu weit von der offiziellen Wirklichkeit zu entfernen, dem Zaren depeschieren konnte, Rußlands Freude sei unsere Freude, Rußlands Trauer unsere Trauer. Mit diesem emphatischen Ausruf kontrastierte allerdings die Haltung der deutschen Presse sehr scharf. Sie hat die russische Autokratie mit einer Erbitterung kritisiert, die ihrem Herzen mehr Ehre machte als ihrem Verstande, und sie hat sich zum mindesten hinsichtlich des Tempos der russischen Dekomposition sehr erheblich getäuscht. Die Regierung aber, die sich Gott sei Dank nicht von der Katastrophentheorie eines Radikalismus umnebeln ließ, der den Mangel an politischem Weitblick durch Gesinnungstüchtigkeit ersetzte, hat auch auf anderen Gebieten, zumal in der Handhabung der Ausweisungen und der Bekämpfung der destruktiven Tendenzen das beflissenste Entgegenkommen bewiesen. Nur eins haben wir nicht erreicht: freundlichen Widerhall. Gerade in den letzten Wochen hat die russische Presse aller Schattierungen — die offiziöse immer weit voran — eine Sprache geführt, die uns darüber aufklären konnte, wie gering die Sympathien sind, die wir im Zarenreich genießen. Wir haben von einer russischen Demokratie vielleicht noch weniger zu erwarten als von der russischen Autokratie. Und in demselben Augenblick, in dem wir uns durch die Enteignungsvorlage und den Sprachenparagraphen vor allen Kulturvölkern Europas kompromittierten und den Haß des Slaventums schürten, beschloß die Duma, in den Kreisen Cholm und Bjelsk aus russischen Mitteln polnische Schulen und polnische Lehrerseminare zu errichten. (G. Prosoroff, dessen Artikel im „Tag" Aufmerksamkeit verdienen, hat kürzlich auf diesen „avis aux Prussiens" hingewiesen.)

Wie weit wir auf Italiens Bundestreue rechnen dürfen, das hat die Konferenz zu Algeciras zur Genüge dargetan. Italien ist durch die Volksstimmung und durch wirtschaftliche Bedürfnisse auf gute Beziehungen zu Frankreich angewiesen, und in einem parlamentarisch regierten Staate fällt das Imponderabile der Volksstimmung sehr viel schwerer ins Gewicht als bei uns, wo jede Aeußerung der öffentlichen Meinung an den maßgebenden Stellen einen instinktiven Widerstand auslöst, und wo die leitenden Männer geradezu mißtrauisch werden, wenn ihre Ansichten und Absichten ausnahmsweise einmal die Resonanz der nationalen Zustimmung finden. Eine italienische Regierung, die sich gegen Frankreich wenden wollte, würde bald hinweggefegt werden. Außerdem aber ist Italien, wie ich schon hervorhob, im Hinblick auf seine geographische Beschaffenheit und seine unzureichende Flotte auf das Wohlwollen Englands angewiesen, und jede Annäherung an England bedeutet mittelbar auch eine Annäherung an Frankreich und damit eine Abwendung von Deutschland. Es kommt hinzu, daß das Verhältnis zwischen Oesterreich und Italien geradezu komisch wirkt, wenn die beiden Staaten unter dem Gesichtspunkte des Bündnisses betrachtet werden. Auf der einen Seite täppische Mißgriffe, auf der anderen nervöse Reizbarkeit, hier wie dort periodisches Aufflackern nationaler Leidenschaft, auf beiden Seiten eifrige Rüstungen, gegenseitiges Ignorieren der herrschenden Dynastien, so etwa sah das Verhältnis der beiden befreundeten und verbündeten Mächte in den letzten Jahren aus. Aehrenthal und Tittoni haben allerdings versucht, Wandel zu schaffen, und die Beziehungen zwischen den beiden Staaten schienen eine Zeitlang die allerherzlichsten; seit aber Baron Aehrenthal für den Balkan eine aktive Politik proklamiert hat, ist eine Abkühlung dieser hohen Temperatur unverkennbar. Die Balkaninteressen Oesterreichs und Italiens divergieren eben so stark, daß hier alle diplomatischen Salben versagen.

Was Oesterreich betrifft, so wird der Wert unseres Bündnisses mit diesem Staate durch drei Erwägungen sehr beeinträchtigt. Erstens ist die Schlagfertigkeit und Leistungsfähigkeit des österreichisch-ungarischen Heeres durch die magyarischen Unabhängigkeits-

bestrebungen bereits erheblich vermindert worden. Bei der tiefen und dauernden Verstimmung, die nun einmal in Ungarn gegen uns herrscht, bildet die noch immer unerschütterte Macht der chauvinistischen ungarischen Koalitionsparteien für den Dreibund geradezu eine Bedrohung und eine Entwertung. Zweitens müssen wir mit der Abneigung der Tschechen und der Polen rechnen, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß eine deutsch-freundliche auswärtige Politik in Oesterreich-Ungarn nirgends einen Rückhalt findet. Nicht einmal durchweg in der deutschen Bevölkerung, die von dem Klerus gegen das „protestantische" Deutsche Reich verhetzt und oft genug durch die wüste Narretei des Schönerer-Rummels in ihrem berechtigten schwarzgelben Spezialpatriotismus gekränkt worden ist. Endlich hat sich eben die politische Konstellation geändert. Das Bündnis mit Deutschland war so lange für Oesterreich von höchstem Wert, als es sich von Rußland bedroht glauben konnte. Da das russische Reich für mindestens ein Jahrzehnt paralysiert scheint — es fragt sich freilich sehr, ob dieser Schein nicht trügt! — ist auch unsere Freundschaft in Wien im Kurse gesunken. Dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Uneigennützigkeit dieser Freundschaft dort stets angezweifelt worden ist, weil das Gespenst der alldeutschen Expansion nach wie vor in der Hofburg spukt. Zudem naht, wie es scheint, auf dem Balkan die Stunde der Liquidation; über das Eintreffen dieses Termines kann man sich zwar sehr täuschen, jedenfalls aber ist Oesterreich heute mehr denn je entschlossen, eine solche Konjunktur für sich auszubeuten. Es ist ja auch nur natürlich, daß Oesterreich im Osten eine Kompensation für den Verlust der deutschen Machtstellung sucht. Da nun hier Rußland sein traditioneller Gegner ist, so besteht in Wien die Neigung, den alten Antagonismus zwischen England und Rußland zu exploitieren. Jede Annäherung an England ist aber auch hier eine Annäherung an Frankreich und daher in gewissem Sinne eine Abwendung von Deutschland.

Unser Prestige in der Türkei mußte durch die Marokko-Affäre sehr beeinträchtigt werden. Der gesamte Islam, der bis dahin geneigt gewesen war, in dem „blonden Kaiser" seinen Schirmherrn zu erblicken, sah nun an einem eklatanten Beispiel, daß der Kaiser vielleicht nicht willens, jedenfalls aber nicht in der Lage sei, diese Rolle zu übernehmen. In diesem psychologischen Moment setzte die englische Agitation mit Nachdruck ein, und schon heute können wir uns keiner Illusion mehr darüber hingeben, daß unsere Stellung in der Türkei eine Minderung erfahren hat, die sich dem deutschen Handel und Gewerbe bald genug fühlbar machen wird.

Amerika haben wir nicht allein durch faustdicke Komplimente und übelaufgenommene Liebesgaben — wie lange kullerte die Statue Friedrichs des Großen obdachlos umher! —, sondern auch durch die gewichtigsten wirtschaftlichen Konzessionen für uns zu gewinnen versucht. Wir haben der Union alle Vorteile gewährt, die sich die Vertragsstaaten durch mannigfache Gegenleistungen erkaufen mußten, und haben von Amerika bisher nichts erhalten als die Zusicherung, daß die deutschen Exporteure in Zukunft nicht mehr in so ungeheuerlicher Weise schikaniert werden sollen wie bisher. Einen alten Hosenknopf gegen eine neue Hose. Wir rechnen nun schon seit Jahren auf einen wirtschaftspolitischen Umschwung in der Union, aber dieser — von seiten der Regierung wohl nur taktisch gemeinte — Optimismus wird sich nicht so bald bestätigen. Amerika befindet sich bei seiner schutzzöllnerischen Politik recht wohl, sie wird von den mächtigsten Schichten getragen, und das Agens einer tiefgreifenden und weitverbreiteten Verstimmung, deren der freihändlerische Gedanke sich mit Erfolg bemächtigen könnte, macht sich noch nicht bemerkbar. Drüben ist kein Bismarck, kein Chamberlain, niemand, der der Nation eine fundamentale wirtschaftliche Umwälzung zu suggerieren vermöchte. Inzwischen wird durch unverzeihliche Mißgriffe, wie die Affäre Tower-Hill sie enthüllte, auch hier dafür gesorgt, daß wir unseren Feinden den Boden bereiten. Wir haben um Verzeihung gebeten, und die Abbitte gehört jetzt zu den wirksamsten Waffen unseres diplomatischen Arsenals. In einer Reichstagsrede, die der auswärtigen Politik galt, hatte Fürst Bülow geäußert, daß Deutschland sich für Pläne, die die Einigkeit der Mächte gefährdeten, nicht zu enthusiasmieren vermöge. Dieser Hinweis, der das einzige Fettauge auf der breiten Bettelsuppe seiner Ausführungen, die einzige Oase in

einer Phrasenwüste war, mußte, wenn er überhaupt irgendwelchen Sinn haben sollte, dem Vorschlage des Sir Edward Grey gelten, der Mazedonien einem vom Sultan unabhängigen Generalgouverneur unterstellen wollte. Aber nach wenigen Tagen erklärte der Reichskanzler einem Interviewer, daß diese Aeußerung sich keineswegs gegen den englischen Vorschlag wende, sondern, daß sie ganz allgemein gehalten, zu deutsch, daß sie völlig sinnlos gewesen sei. Mit diesem Harakiri wird sich Sir Edward Grey wohl begnügt haben.

Indem ich mich sehnsüchtig spähend umschaue, gewahre ich in dem öden Grau des politischen Himmels ein Rosawölkchen. Wir haben uns nun auch an Verträgen beteiligen dürfen, und das Nordsee- und Ostsee-Abkommen bezeugt, daß Deutschland noch immer mitraten und mittaten darf. Etwa sechs Monate haben die Diplomaten gearbeitet, bis vor dem Götzen des status quo der Rütlischwur zustande kam. Die einzige wirklich wichtige Frage war die, ob Rußland die Alandsinseln befestigen dürfe oder nicht. Nein, sagt die Diplomatie, denn der status quo ist ja durch die neuen Verträge gesichert. Ja, sagt die Diplomatie, denn diese Verträge können in einer Frage der Hoheitsrechte „in keiner Weise angerufen werden". Wie hatte doch der alte Goethe, der ja auch vom Bau war, so recht, als er reimte: „Geheimer Chiffern Sendung beschäftige die Welt, bis endlich jede Wendung sich selbst ins Gleiche stellt!"

Fazit: keine ponderablen Erfolge. An Imponderablem nur Mißtrauen und Verstimmung. Eine Friedenspolitik, die den Frieden fortwährend stört und gefährdet und Ansehen und Wohlfahrt der Nation mindert. Isolierung, die durch die Dreibundkulisse unzureichend verhüllt wird. Das sind die Folgen des persönlichen Regiments und der doppelköpfigen Leitung der Geschäfte.

Und wie kontrastiert mit diesem nichtigen Ergebnis die Selbsteinschätzung der Monarchie und die byzantinische Umhudelung des Herrschers! Ueber dieses leidige Thema bitte ich, Ihnen im nächsten Briefe referieren zu dürfen.

Die Sezession. Von Richard Muther.

Liebermanns Reden erinnern seit einiger Zeit an die Reden des Kaisers: Man kann als Herrscher den Mut der Trivialität haben. Leibl war unser größter Maler — dagegen läßt sich nichts sagen. Er hatte Phantasie — auch hiergegen läßt sich nichts einwenden, obwohl man im gewöhnlichen Leben, bei Delacroix zum Beispiel, das Wort in anderem Sinne anwendet. Unverständlich ist nur, weshalb diese Wahrheiten aufgetischt werden. Denn Leibl hat seit 20 Jahren seinen fest markierten Platz in der Kunstgeschichte. Die Literatur über ihn, auch das Buch von Mayr, das zum Verkaufe ausliegt, ist jedem Gebildeten bekannt. Was man gern gehört hätte, wäre lediglich gewesen, welche Gesichtspunkte die Sezession bei ihrer Leibl-Ausstellung befolgte. Und diese Gesichtspunkte waren, wie mir scheint, nicht klar. Denn erstens ist die Ausstellung schlecht. Sie erhebt sich nicht über das Niveau dessen, was ein mäßig begabter Kunsthändler gemacht haben könnte. Partikelchen, wundervolle Partikelchen aus Leibls grandiosem Lebenswerk hat man, wie der Zufall sie herbeiführte, aneinander gereiht, ohne irgendwie zu erstreben, daß sich die Fragmente zu einem klar geformten Bild der künstlerischen Persönlichkeit des Meisters zusammenfügten. Jeder tüchtige, wissenschaftlich geschulte Museumsbeamte hätte die Aufgabe weit besser angepackt. Zweitens. Menzel wurde bekanntlich wütend, wenn die Jungen ihn für sich reklamierten. Das hatte äußerliche Gründe. Er sah es bei seiner offiziellen Stellung nicht gern, daß sein Name mit scheinbar revolutionären Bestrebungen vermengt wurde. Im übrigen bestand eine Aehnlichkeit zwischen manchen seiner Bilder und solchen, die von

einzelnen Sezessionisten vor 1900 gemalt wurden. Aber Leibl und die Berliner Sezession im Jahre des Heils 1908 — das ist eine Zusammenstellung, die jeder Vernünftige als unerträglich empfindet. Leibl würde, wenn er das Zeitliche noch nicht gesegnet hätte, den Herren geantwortet haben, daß er unter „dös G'lump" nicht möchte. Und die Sezession hat, ohne es zu wollen, wie mit Röntgenstrahlen das Innere ihres hohlen, aufgeblähten Körpers durchleuchtet.

Daß die Rolle der Sezessionen ausgespielt ist, war ja schon lange bekannt. Sie haben ihren Mitgliedern günstigere Ausstellungsmöglichkeiten verschafft. (Journalistisch ist es angenehmer, über kleine Ausstellungen zu schreiben als über große.) Aber die Zahl der Persönlichkeiten konnte selbstverständlich nicht wachsen. Ob solche auftreten, ist eine Gunst des Schicksals, die mit Parteigruppierungen gar nichts zu tun hat. Man kann in einem modernen Rock ebenso talentlos wie in einem altmodischen sein. Das wurde das Verhängnis der Sezessionen. Sie mußten beim Publikum den Anschein zu erwecken suchen, als ob nur bei ihnen Fortschritt, pulsierendes Leben, bei den alten Genossenschaften Stillstand, das ewig Gestrige herrsche. Und da ihre meisten Mitglieder nach Maßgabe ihres Talentes ruhig bei den alten Genossenschaften hätten bleiben können, versuchten sie den Mangel an wirklichem Talent durch andere Mittel zu verdecken. Es begann ein nervöses Suchen nach dem scheinbar Originellen. Durch die schnellfingrige Ausschlachtung fremder, den deutschen Ausstellungsbesuchern noch nicht geläufiger Vorbilder suchte man über die eigene Armut hinwegzutäuschen. Auf Walter Firle, den gewiß sehr unschuldigen, machte der Schwabenmajer einmal in der Münchener Allotria den Vers: „Gibt's wo ein neues Manierle, gleich hat's am Schnürle Herr Firle." Und den Ruhm, dieses Prinzip bis in seine letzten Konsequenzen verfolgt zu haben, kann, mehr als jede andere Sezession, die Berliner beanspruchen.

Es zeigt sich hier deutlich, daß die Kunst in Berlin doch auf wesentlich anderem Boden als in Wien und München steht. Dort wird wenig verkauft. Doch wer ein Bild kauft, kauft es aus keinem anderen Grunde, als weil es ihm Freude macht. Berlin, die jüngste der modernen Großstädte, ist ein Kunstkonsument ganz eigener Art. Man findet die raffiniertesten Bilder oft bei Leuten, die sie, wenn sie ihrem natürlichen Geschmack gefolgt wären, niemals gekauft haben würden. Eine gewisse Parvenugesinnung spricht sich darin aus. Denn der kultivierte Sammler kauft, wenn er etwas Gutes, das ihm gefällt, preiswert erwerben kann. Der Parvenu kauft, wenn ihm ein Modekunsthändler einen Namen als den dernier cri der Modernität serviert. Je höher der Preis ist, desto besser. Die Amerikaner, die uns in allem vorausgehen, pflegen schon jetzt ihre Bilder als 10000 Dollar-Bilder usw. zu bezeichnen.

Daß wir wegen dieser lächerlichen Preise, die wir für französische Ladenhüter ausgeben, wenn sie aus der rue Laffitte in die Viktoriastraße gekommen sind, von den Franzosen bespöttelt werden, die als altes Kulturvolk für das Gemachte unseres Mäcenatentums ein sehr feines Gefühl haben, ließe sich noch ertragen. Schlimm aber, ungeheuer betrübend ist die Tatsache, daß unter dem verheerenden Einfluß dieser Kunsthändlermanipulationen eine ganze deutsche Künstlergeneration von Grund aus ruiniert wurde. Denn täuschen wir uns nicht: Wir sind ja den Franzosen schon seit einem halben Jahrhundert tributpflichtig, „Si vous trouvez un bon peintre allemand, vous pouvez le complimenter en français," konnte Edmond

About schon gelegentlich der Pariser Weltausstellung von 1855 schreiben. Aber damals lagen die Verhältnisse anders. Unsere Künstler gingen nach Paris, um sich dort ein sattelfestes Können zu holen. Ihre Bilder, obwohl sie als Kunstwerke wenig bedeuteten, bauten sich auf der Grundlage eines soliden tüchtigen Handwerkes auf. Und diese handwerkliche Grundlage hat die französische Malerei noch jetzt nicht verloren. Das Wort „Kunst kommt von Können" steht noch immer in Ehren. Man stürzt sich nicht kopfüber aus einer Richtung in die andere. Die Neuerer sind in der Minderzahl neben denen, die das Erbe der Vergangenheit wie ein heiliges Vermächtnis hüten. Anders liegt es in Deutschland. Wir setzen unsere Ehre darein, römischer als der Papst, pariserischer als die Indépendants zu sein. Die Ausländer, die den jungen Berliner Künstlern vorgeführt werden, sind die bewußten derniers cris:. Cézanne, van Gogh, Gauguin, Maillol. Und ist das, um den Titel eines Dürerschen Buches zu zitieren, eine geeignete „Speise für Malerknaben"? In Wien ist zurzeit eine Waldmüller-Epidemie ausgebrochen. Man sieht in den Frühlingsausstellungen Dutzende von Bildnissen, die wie falsche Waldmüller aussehen. In Gottes Namen, ein solche Biedermeierei ist blöd. Doch wer einen Waldmüller gut reproduzieren will, muß immerhin etwas können. Auch redet er eine Sprache, wie sie jungen Anfängern frommt. Denn es ist nun einmal so — Goethe hat in der Farbenlehre von den verhängnisvollen Irrtümern, zu denen das „Ueberspringen notwendiger Bildungsstufen" führt, sehr lehrsam gesprochen —: alles Werden ist organisch, und ein Ende ist kein Anfang. Tizians Dornenkrönung und Rembrandts verlorener Sohn sind Werke von Meistern, die in jahrzehntelangem Ringen mit der Natur ihre Kräfte stählten. Corot hat mit peinlichstem Naturstudium begonnen und konnte sich erst am Schlusse seines Lebens seine freie improvisierende Art gestatten. Die Berliner Malerknaben stülpen die Naturgesetze um. Sie setzen an dem Punkt ein, wo bei organischer Entwicklung Große aufhören. Mehr noch. Die Meister, die sie imitieren, sind (abgesehen von Maillol, der überhaupt nichts bedeutet) pathologische Einzelfälle. Es handelt sich um einen Stil, den man hinnimmt, weniger weil er tadellos wäre, als weil dahinter merkwürdige sehr komplizierte Persönlichkeiten stehen, denen das Schicksal nicht erlaubt hatte, ihr vulkanisches Temperament anders zu entladen. Muß ein so wahnwitziges Beginnen, Künstler nachzuahmen, die nicht als Ouvriers, nur als Menschen bedeutend sind, sich nicht rächen? In meiner „Geschichte der modernen Malerei" schrieb ich über das beginnende 19. Jahrhundert, über die Zeit von Carstens und Cornelius die Worte: „Alles war verloren gegangen, die Ueberlieferung, die Geschicklichkeit. Die neue Zeit hatte vollständig tabula rasa gemacht." An dem nämlichen Punkt steht die Berliner Kunst jetzt wieder. Wilhelm Diez, der vor einem Menschenalter als der beste Maler von München galt, ist ja jetzt vieux jeu. Doch vermöchte ein einziger dieser Cézanne- und van Gogh-Imitatoren auch nur einen Stiefel so zu malen, wie man es können mußte, um Eingang in die Diez-Schule zu finden? Liebermann hat die englische Kunst greisenhaft genannt. Nun, die der Berliner Sezession ist schlimmer. Sie ist das schlimmste, was es gibt: marasmus juvenilis. Denn nur junge Leute mit mangelhaft funktionierendem Gehirn können sich der Anschauung hingeben, daß man — absolut normal und gänzlich uninteressant — als genial erscheint, wenn man in recht billiger Weise die Aeußerlichkeiten eines Stils abguckt, den ein paar abnorme Ausnahmemenschen unter dem Druck einer schicksalsschweren Notwendigkeit sich zu ihrem Privatgebrauch bildeten.

Oder handelt es sich statt um mangelhaftes Denken um Pfiffigkeit? Spielt das Sombartsche Thema von der Reklame auch hier eine Rolle? Unsere Jungen haben für die Anekdotenmalerei der Piloty-Zeit ein verächtliches Achselzucken. Spektakelbilder, wie die unterbrochene Trauung von Weiser und die Lebensmüden von Neide, wären heute unmöglich. Aber ist die Gesinnung, aus der heraus diese Bilder gemalt wurden, nicht noch jetzt die gleiche? Wie erklären sich die vielen weiblichen und besonders männlichen Akte, die den accent aigu auf die Geschlechtsteile legen? Wie erklären sich die lärmenden, ebenso auffälligen wie unmöglichen Farben? Wie erklären sich all die Schmierskizzen, die auf hundert Meter den Betrachter anrempeln; wie all die Landschaften, die man mit umgedrehtem Opernglas betrachten müßte, um ihren Sinn zu verstehen? Man faselt da von dekorativer Wirkung. Die Bilder sollen raumschmückend auch auf größere Entfernung sein. Aber sind unsere Zimmer etwa Markthallen? Wirken die Bilder in den großen Sälen des Louvre nicht dekorativ, obwohl sie durchaus nicht geschmiert sind? Nein, die Impotenz, ein fertiges Kunstwerk im Sinne der alten Meister auf die Beine zu stellen, verbindet sich mit dem, was Hermann Bahr neulich in die Worte faßte, heute müsse jedes Bild auch sein eigenes Plakat sein. Ein riesiger Bluff ist alles. Auffallen wollen, darauf geht alles hinaus. Und wenn Liebermann (Gott wie geistvoll!) in seiner Kaiserrede sagt, die Aehnlichkeit zwischen Leibl und den Sezessionisten liege darin, daß er statt Götter und Helden nur einfache Menschen malte, so verschweigt er andererseits, daß eine Kluft groß wie die Welt besteht zwischen dem ehrlichen Naturstudium, dem künstlerischen Ernst, der noblen Gesinnung des Meisters und dem verlogenen, unsolid gemalten, marktschreierisch aufgetakelten Zeug, das sich ringsum breit macht.

Selbstverständlich beziehen sich diese Worte nicht auf alles. Man findet, wie in jeder Ausstellung, auch in der Sezession eine Anzahl tüchtiger, sehr respektabler Arbeiten, auf die ich vielleicht in einem zweiten Artikel eingehe. Aber in der Hauptsache darf sogar ein Kritiker, der wie ich an dem Emporkommen der sogenannten modernen Kunst sehr aktiv beteiligt ist, heute nicht mehr verschweigen, daß Bestrebungen, die hochfliegend begannen, in recht niederen Regionen ausliefen. Die Berliner Sezession hat in Berlin W gesiegt. Aus der ecclesia militans ist die ecclesia triumphans geworden. Nun zeigt sich ihre Seele. Sie ist jetzt ein kaufmännischer Klub geworden, eine Art A. E. G. auf künstlerisches Gebiet übertragen. Die finanzielle Geschicklichkeit, mit der sie geleitet wird, imponiert weit mehr als der artistische Wert ihrer Darbietungen. Und wenn ein Organismus in dieses Stadium der satten Behäbigkeit eintritt, ist immer der Moment gekommen, wo der Verfall beginnt.

Der künstlerische Nachwuchs ist ja heute nicht stark. Der Menschengeist pflegt seine Kraft immer dahin zu werfen, wo er für ihre Betätigung instinktiv die größten Chancen zu finden glaubt. Von den vielen, vielen Dingen, die den modernen Menschen in Spannung halten, ist nun die Kunst sicher dasjenige, was ihm am wenigsten nahe geht. Ungeheure Umwälzungen haben sich vollzogen auf allen Gebieten des geistigen, sozialen und industriellen Lebens. Riesig sind die Errungenschaften, noch größer die Probleme, die der Lösung harren. Inmitten dieses Weltbildes wirkt die Kunst fast wie müßige Spielerei. Ob eine Leinwand mehr oder weniger geschmackvoll mit Farbe bedeckt ist, ja, ob überhaupt noch Leute da sind, die diesem amüsanten Metier sich widmen, ist neben den großen Schicksalsfragen unserer

Zeit nur von sehr geringem Belang. Solche Gedanken rumoren selbstverständlich auch in den Köpfen derer, die als Jünglinge vor der Frage der Berufswahl stehen. Beim 16. Jahrhundert, als die Möglichkeit zu einem Kunstschaffen größten Stils gegeben war, hat man wirklich die Empfindung, es hätten die Besten sich auf die Kunst geworfen. Heute tun das die Besten nicht. Groß angelegten Menschen bedeutet der Künstlerberuf keine verlockende Tätigkeit. Denn sie können auf anderen Gebieten weit erfolgreicher ihre Kraft in imposante Leistungen umsetzen. Doch immerhin. Junge Leute, die eine gewisse Bürgschaft für die Zukunft bieten, gibt es auch heute noch. Und deren Schaffen muß dann eine große Reaktion auf die sezessionistischen Verirrungen werden. Es ist ganz gut, daß die Sezession durch ihr tyrannisches Vorgehen selbst den Verfall beschleunigt. Es ist ganz gut, daß sie natürlichen, aufrichtigen Talenten den Eingang wehrt; ganz gut, daß der Generalstab der Klique mehr und mehr selbst diejenigen unter seinen Mitgliedern zur Seite schiebt, die sich auf das Bluffen nicht einlassen. Denn nur jenseits des Kurfürstendammes kann eine neue Kunst erblühen, für die Leibl kein kaufmännisches Aushängeschild, sondern — ich brauche trotz Liebermann das Wort — ein Vorbild ist.

Die Kritik aber wird, wenn die ersten Symptome dieser neuen Bewegung sich zeigen, pünktlich zur Stelle sein. Auch wir haben Fehler gemacht, haben unseren Beruf zu lau genommen. Nachdem bis vor kurzem das Neue und Selbständige einen schweren Stand gegenüber der landläufigen Mittelmäßigkeit gehabt hatte, wurde in den Jahren der Kunsterziehung die Parole ausgegeben, daß der Kritiker nur der Agent des Künstlers beim Publikum zu sein habe, daß er keine andere Aufgabe hätte, als die Gedanken der Kunstwerke in Worten zu umschreiben und sie durch diesen Kommentar der Menge verständlich zu machen. Wir sagten lieber, sogar zu falsch Originellem ja, als daß wir eine Bewegung hätten hemmen mögen, von der noch nicht feststand, ob sie zu guten oder zu schlechten Zielen führe. Nunmehr läßt sich die Situation klar überschauen. Da werden wir uns wieder unserer eigentlichen Mission erinnern. Die Agenten müssen wieder zu Führern werden. Denn in unserer Hand liegt das Schicksal der deutschen Kunst. Wir sind die Dirigenten der kleinen Kasperletheater, die sich Ausstellungen nennen. Wir kündigen dem Publikum die Namen der Akteure an. Mit leisem Fingerspiel lassen wir unsere Marionetten groß in die Höhe schnellen, um sie im nächsten Augenblick platt zusammenzudrücken. Mit lächelnder Miene setzen wir ihnen einen Lorbeerkranz auf, um im nächsten Moment den lorbeerbekränzten Kopf unter die Guillotine zu legen. Und es ist kein boshaftes Spiel. Der Sinn der Handlung ist vorgeschrieben. Dem Kritiker liegt es ob, darüber zu wachen, daß die Entwicklung sich in den Bahnen bewegt, die er aus seiner Erfahrung, aus seinem Studium der Vergangenheit heraus für die richtigen halten muß. Ist der Kurs verloren gegangen, hat er die Richtung wieder herzustellen. Ist der Wagen von den Künstlern in den Schmutz gefahren, muß er ihn mit starker Hand herausziehen. Sind Hindernisse im Gelände wegzuräumen, muß er es freimachen. So haben Leute wie Ruskin und Zola ihre Aufgabe angefaßt. Die Kritik kann Berge versetzen, sagte Brandes.

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld. (Schluß.)

Andreas hatte eine Droschke bestiegen und fuhr seiner Wohnung zu. Es war noch früh. Draußen entfaltete sich das Leben des Fleißes, des Ernstes, der Wahrheit. Er hatte sich weit verloren. Begriff er noch den wüsten Traum, der hinter ihm lag? Wie war es denn möglich gewesen, daß der „Andere" in ihm, das Ich der Nacht, den wahren Andreas, das Ich des Tages, verführt hatte? Möglich! Möglich war es eben — Tag und Nacht! Klarheit und Spuk! Jetzt hieß es vergessen! Ans Werk gehen! Aber jetzt kam es wieder in ihm auf, was tückisch wie ein Raubtier im Dunkeln gewartet hatte! Jetzt sprang es ihn an! Sein Werk! Was mochte aus ihm geworden sein? In der Stunde der Vollendung im Stich gelassen? Einem alten, schlaftrunkenen Diener anvertraut, der die Bedeutung des Augenblickes nicht erfassen konnte, geschweige denn der Ewigkeit, die sich daran knüpfte? Jetzt jagte er nach Hause, der Herr Erfinder! Die Leuchte der Wissenschaft! Der verehrte Lehrer! Wie ein Bube, der hinter die Schule gegangen war und im voraus des Vaters Prügel fühlte! Wahrscheinlich war alles hin! Dann hatte er das kleine, unbekannte Mädel teuer bezahlt! Dann bekannte er sich für immer zum niedrigsten Materialismus! Dann pfiff er auf Geist und Sieg! Wahrscheinlich war alles hin! 30 Arbeitsjahre — besudelt, vernichtet!

Endlich kam er vor sein Haus. Er betrat es wie ein flüchtiger Verbrecher. Auf den Zehen, mit scheuen Blicken, atemlos. Wie gut, daß um diese frühe Stunde sich noch niemand im Hause regte. So sah man wenigstens seine Schande nicht. Da lag das Laboratorium — das Fenster, das er nachts geöffnet hatte, stand noch offen. Er weinte fast. Mit zitternden Knieen eilte er hinunter. Brinkmann stand vor ihm. Er war wach geblieben. Der Blick, den er dem Heimkehrenden zuwarf, umfaßte alles, was er empfinden mochte — Uebermüdung, Groll, Respekt und Enttäuschung. Aber er sagte nichts. Kein Wort. Er schlug sogar die Augen nieder, als wollte er sich in etwas ergeben, was er nicht verstand. Durch diese Regung kam er Andreas näher als je. Er gelobte dem Alten wortlos „Wir trennen uns nicht mehr". Dann näherte er sich gefaßt dem Ofen.

„Es is nichts passiert, Herr Professor," flüsterte Brinkmann.

„Es hat sich aber verändert . . ."

„Is es am Ende schon da?"

„Was denn?"

„Das Eliment natürlich!"

Dieser Glaube erschütterte ihn und mehr noch die Erkenntnis seines Unglaubens. Andreas wankte. Brinkmann stützte ihn erschrocken. „Um Jottes willen, Herr Jeheimrat! Sie machen ja die Retorten kaput!"

„Das will ich nicht."

Er prüfte es lange, lange. Er wollte sich ganz klar werden. Dann blieb er plötzlich starr und regungslos. Brinkmann stöhnte vor Ungeduld.

„Na?! — — —“

Andreas packte seine rechte Hand. „Es ist gelungen, Brinkmann.“

„Hoch!“ rief der Alte. — Es klang ganz seltsam in dem Kellergewölbe wieder, aber er mußte jetzt irgend etwas rufen. Dann küßte er Andreas' Hand. Die zuckte zurück. „Nu danken Se wohl dem lieben Jott, Herr Professor,“ flüsterte Brinkmann vielsagend.

„Ja . . . Das tu' ich, lieber Freund.“ — — —

Die Tage des Ruhmes kamen. Die Tage der ersten Verkündigung in der Akademie, der wissenschaftlichen Debatten, der Huldigung der Kollegen und Studenten, in Berlin und in aller Welt. Da war eine stille Frühlingsnacht sehr bald vergessen. Andreas mußte eine Reise antreten, die ihn in mehrere Großstädte führte, wo er Vorträge über seine epochemachende Entdeckung halten sollte. Er hatte ein Element gefunden, aber eines, das nicht nur als physikalische Tatsache, sondern auch als Hilfsmittel für die Medizin von eminenter Bedeutung war. Als ein glücklicher, vom höchsten Streben beseelter Mann kehrte er nach Berlin zurück. Seine Hausgenossen standen an den Fenstern und begrüßten den Einzug des berühmten Mannes mit freudigem Stolz. Lotte Frankfurter hatte ein außerordentlich langes Huldigungsgedicht mit einem Rosenstrauß auf seinen Schreibtisch legen lassen. Brinkmann, der jetzt so strahlend aussah, als ob er beständig beschwipst wäre, brachte seinem Professor — Jeheimrat die Zeitungen, die „wieder janz voll wären“. Dann entfernte er sich bewegt. Andreas setzte sich an den Schreibtisch und überflog wohlgelaunt zunächst das Tageblatt. Da hatte Kollege Jädicke über seine Broschüre geschrieben. Sehr nett, aber wie immer etwas langatmig. Was stand denn darunter? In gesperrtem Druck? „Wie aus Stockholm verlautet, besteht bei der Kommission des diesjährigen Nobelpreises die Absicht, den Preis der Chemie dem deutschen Forscher Geheimrat Heinrich Andreas zu verleihen.“ Auch das noch. Er fühlte jetzt schon fast einen wundervollen, aber beängstigenden Druck. Er selber wußte ja in all dem Lärm am besten, wo die Grenzen seines Verdienstes lagen. Er hatte auch viel Glück gehabt. Was er gefunden hatte, war eine trockene, einfache Tatsache. Die Konsequenzen daraus zog, sich mächtig wieder zur Geltung bringend, Mutter Natur.

Seine Augen irrten von den Zeitungsspalten, die ihn betrafen, ab. Jetzt kam wohl Reisemüdigkeit über ihn. Mit stumpfer Miene las er gleichgültige Lokalberichte. Plötzlich aber erweiterten sich seine Augen. Sie blieben starr an einer Stelle der Zeitung haften. Was war das? Aeffte ihn ein Spuk? Ein plötzlicher Nachschauer jener längst verklungenen, tollen Stunden? Doch nein — er las es ja wirklich, was da gedruckt stand. Er las es und begriff es, wie Kollege Jädickes Verherrlichung und die Aussicht des Nobelpreises. Da unter den letzten Nachrichten stand eine sensationelle Meldung. Ueberschrift: Raubmord an einer Prostituierten. Dann als Text: „In später Nachtstunde geht uns noch die Mitteilung zu, daß in der Schillerstraße 73c zu Charlottenburg ein Raubmord entdeckt wurde. Die Vermieterin A. fand ein unter sittenpolizeilicher Aufsicht stehendes Mädchen, das ein möbliertes Zimmer bei ihr inne hatte, erdrosselt im Bette vor. Augenscheinlich liegt Raubmord vor, da die Kommode des Mädchens erbrochen war, und ihre darin aufbewahrten Ersparnisse verschwunden sind. Im Verdacht der Täterschaft steht ein Zuhälter, mit dem man die Prostituierte am

Abend vorher das Haus betreten sah. Man hofft, des Mörders bald habhaft zu werden. Weitere Meldungen stehen noch aus."

Er las es immer wieder. Etwas Wildes, Gefährliches kam in ihm auf, das ihn aus dem Glück der großen Tage, das er sich errungen, gewaltsam herausstieß. Ein Gefühl, das ihn jäh entwurzelte. Er sprang auf. Schützen! Schützen konnte er sie nicht mehr! Er hatte sie auch nur bezahlen können! Vielleicht war auch er jetzt die Dirne der Welt, die ihn liebte und dafür bezahlte! Ihr gräßliches Ende — es konnte ihn nie mehr verlassen, im Wachen und Träumen nicht! Ein Mensch, der sein Nachfolger gewesen auf ihrem elenden Lager, hatte sie genossen und ermordet um ihres Geldes willen! Vielleicht um den Rest jenes Geldes, mit der er ihr die Frühlingsnacht bezahlte! Die letzten, seligen Jugendstunden, die ihm Kraft gegeben für das „Große", das auf ihn gewartet hatte! Ein ungeheurer Ekel überkam ihn. Entheiligte Menschenbilder, er und sie! Nun brannte der ewige Funke, den sie in ihm entfacht hatte. Nun ließ es ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, wozu er durch sie erwacht war. Aber ihr Schicksal vernichtete ihm die Möglichkeit jedes reinen Erlebnisses. Wenn ihn jetzt noch ein Frauenwesen gefangen nahm, eines von den vielen, die dem Berühmten näher kamen als je — in allen würde er nur die arme Dirne sehen. Er liebte nur noch durch das Erlebnis jener Nacht, die einem rührenden Feldblumenstrauß glich, wertlos, aber voll Duft und Farbe. Alles, was sein Leben sonst noch bedeutete, war Arbeit, Arbeit, Arbeit. Ihn ekelte vor diesen Zeitungen. Vor diesen Büchern, diesen kalten Lügen! Er stülpte den Hut auf und lief auf die Straße hinaus. Planlos irrte er umher. Entdeckung! Was hatte er für eine Entdeckung gemacht?! Das wahre Element des Daseins war nicht zu finden. Das heilsam, dienstbar wurde und mit der Seele des Menschen versöhnt. Er lachte über sich. Er lachte über die arroganten Tiere, die ihm überall begegneten und so stolz auf ihren zwei Beinen gingen.

Plötzlich trieb es ihn instinktiv nach Charlottenburg. Ohne an die Gefahren seiner bekannten Person zu denken, schritt er der Schillerstraße zu. Jetzt war die Kriminalpolizei schon am Werk. Er wollte alles wissen.

Da sah er das Haus, das Haus. Wie anders kam es ihm jetzt vor, als in der stillen Mondnacht. Aus allen Fenstern blickten die Menschen, bleich und neugierig — unten aber auf der Straße standen die Nachbarn im grellen Sonnenschein und schwatzten. Ein böser, summender Bienenschwarm. Zwei Schutzleute waren vor das Haustor postiert. Sie ließen niemand, der sich nicht legitimieren konnte, ein und zerstreuten den Auflauf, der beständig anwuchs. Andreas konnte unbemerkt herantreten. Jetzt hatten ihn Ekel und Grauen verlassen. Sein Herz war von brennendem Mitleid erfüllt. Er sah ihr Fenster, das jetzt fest geschlossen war. Er hatte es geöffnet vor wenigen Wochen und hatte sie schlafen lassen in seiner Liebe kurzem, seligem Besitz.

Harmlos näherte er sich einer eifrig plaudernden Gruppe. Nach kurzem Kampf entschloß er sich und knüpfte ein Gespräch an. „Entschuldigen Sie — ist in diesem Hause der Mord passiert?"

Eine kleine, dicke Frau, die glücklich war, einen neuen Zuhörer für ihre Mitteilungen zu finden, nachdem die anderen schon angefangen hatten sich zu langweilen, fuhr auf ihn zu: „Jewiß, mein Herr! Da oben, hinter det Fenster, wo de Schalusie

runter jelassen is, da haben se se jefunden! Jestern abend um Elwe! Da hat Frau Neuenhagen, wat de Wirtin is, 'n Röcheln jehört, wissen Se, so'n schrecklichet Röcheln, und da is se rinjejangen, und da lag det arme Meechen mit'n Knebel im Mund und war schon janz blau und —"

„Die Neuenhagen is 'ne olle Kuppelmutter, die hat immer bloß an Frauenzimmer vermietet — det werden se ihr jetzt anstreichen," bemerkte ein langer Graukopf, der böse über eine blaue Brille guckte.

Die kleine Frau ließ sich nicht im Text unterbrechen. Sie fühlte sich vor ihren Bekannten zu sehr geehrt, dem vornehmen, alten Herrn berichten zu können. „Wie kommt'n det dazu, Herr Zimmermann, wie kommt'n det dazu! Ick erzähle ja bloß dem Herrn, wie't passiert is! Frau Neuenhagen jeht mir jar nischt an! Na nu kam denn jleich'n Schutzmann, und 'ne Stunde druf kamen de Kriminalen! Die sind jetzt noch oben! Jawoll! Jott, redet doch nich, Kinder! Ick habe doch hier den Grünkramkeller, ick weeß doch Bescheid! De Kriminalen sind noch oben!"

Andreas sah wieder zu dem Fenster hinauf. Also es war tatsächlich so. Kein böser Spuk das Ganze. Die Grünkramhändlerin bemerkte seinen erschütterten Blick und nützte ihre dramatische Aufgabe weiter aus. Sie legte ihre fleischigen Hände auf Andreas' Arm: „Wären Se vor 'ne Stunde jekommen, bester Herr! Jrade vor 'ne Stunde is se wechjebracht worden! In de Morje! Wissen Se, wat det Leichenschauhaus is —"

„Ich weiß, ich weiß ... Ist man denn dem Täter auf der Spur?"

„Ja, freilich! Det wissen Se nich?! Der blaue Alfred soll et ja jewesen sind! Der Zuhälter! Der is ja jestern abend mit se jekommen! Den kennt ja de Polizei!"

„Den haben se bis heute mittag," bemerkte Herr Zimmermann allwissend.

Jetzt kam ein erhitzter Briefträger heran.

„Morjen, Herr Mauke!" scholl es ihm im Chor entgegen.

„Morjen, Morjen, meine Herrschaften! Na, das sind ja schreckliche Jeschichten! Nu sagen Se mal um Jottes willen, das war doch die kleene Schwarze, der ich die Postanweisungen aus Stralsund jebracht habe? Die kleene Kessel mein' ich?"

„De Kesseln?" wiederholte die Grünkramhändlerin lachend, und Andreas trat einen raschen Schritt heran. „Ne, mein Bester — da missen Se früher ufstehen! Se meenen de Lene Kessel, die früher bei Neuenhagens jewohnt hat? Die is ermordet worden?"

„Ja, freilich!"

Auch Andreas nickte. Aber das sah jetzt niemand.

„Keene Spur!! Die is ja schon vor vierzehn Tage ausjezogen! Wech von Berlin! Ick weeß nich, wohin! Ne, ne, det Fraunzimmer, wat nach ihr in de Stube jezogen is — die hat dran jlauben missen!"

„Ach so!" rief der Briefträger. „Der lange Rotkopp! Die 'ne schiefe Schulter hatte! Die!"

„Jawoll!"

Jetzt amüsierten sich alle über den Irrtum des Postboten. Seltsam klang das Lachen der Leute zu dem Mordhause hinauf. Aber Herr Mauke hatte Humor und fand

sich sofort in die Situation. „Offen jestanden," sagte er halblaut, „das freut mir. Denn um die kleene Kessel wär's schade jewesen."

Andreas hatte sich langsam zurückgezogen. Dem Briefträger warf er einen schweren, dankbaren Blick zu. Er hatte sich also geirrt, wie dieser Mann. Doch das Schicksal der Fremden war Lenes Schicksal — ein ähnliches Ende drohte ihr, wenn sie jetzt nicht wirklich nach Hamburg gefahren war. Zu ihrer blinden Schwester. Die ganz allein lebte. Und sie nicht fortschicken würde, wenn die letzte Not sie zu ihr trieb. Er malte es sich aus. Er beschenkte sich mit dem Gefühl, daß die Begegnung mit ihm vielleicht die Verlorene zum letzten Hafen geführt hatte. Wie schön war doch ein Wahn. Dem Grauen der Wirklichkeit immer benachbart. Der Kälteste und Klarste konnte seiner nicht entraten.

Er sah sie gerettet. Als er, den Blick auf das sonnenhelle Trottoir geheftet, sinnend weiterschritt, wurde er plötzlich angesprochen. Er fuhr zusammen und blickte auf. Nun war er doch erkannt worden. Und noch dazu von diesem Menschen, diesem Journalisten, der ihn im Auftrage einer großen Zeitung interviewt hatte, als seine Entdeckung veröffentlicht war. Die kurze Bekanntschaft jener Stunde nützte jetzt der gewandte, kleine Galizier aus.

„Habe die Erre, Herr Geheimrat! Was für eine angenehme Ueberraschung, Ihnen hier zu begeggnen! Nein, diese Frreude! Was sagen Herr Geheimrat zu dem entsetzlichen Morrd!"

„Nichts, was Sie veröffentlichen dürfen," erwiderte der Aufgestörte grob.

„Aber was denken Herr Geheimrat von mirr! Ich erwähne überrhaupt nicht in meinem Berricht, daß ich Herrn Geheimrat getroffen habe! Das tu' ich nicht! So geschmacklos bin ich nicht! Interressiert Sie auch dieser Fall! Wie seltsam! Den großen Chemiker!"

„Sie wissen wohl nicht — ich bin anfangs Jurist gewesen."

„Aber selbstverständlich! Wie werrde ich das nicht wissen! Das werrden bald die kleinen Kinderr in derr Schule lernen! Habe die Erre, Herr Geheimrat! Auf Wiedersehen! Meine Hochachtung! Mein Kompliment!"

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

21. Alpsee.

Zwischen Klippen, Kiefern und dem See denke ich ernstlich über den Selbstmord nach. Dies Gespenst stellt sich wieder und wieder vor meine Seele. Ich passe nicht in die Gewohnheiten und in die Wohnstuben andrer Menschen, ich leiste nichts, kann nichts und hoffe nichts. Dabei fange ich an bequem zu werden, esse und trinke gut, schlafe lange des Morgens und lasse mir den Leib pflegen.

Sie, Sie leben von Idealen, in Idealen. Sie sind ganz männlich, ganz hart und unangreifbar, von den Dingen und Zufälligkeiten losgeschnitten. Sie sind eben halt ein Mann, und ich bin ein weiblicher Zwitter! Verurteilen Sie mich nicht so hart! Glauben Sie weiter an mich, an mein Herz, wenn Sie an meinem Verstand verzweifeln möchten. Ich habe Sie sehr lieb und weiß, was ich Ihnen schulde. Vielleicht hört's bald ganz auf mit mir — auf natürlichem Wege, ich werde weißhaariger, steifer und störrischer mit jedem Tag. Dann sind Sie meine einzige Erbin. Ich will nicht, daß die Bande hier auch nur einen Pfennig kriegt. Die Base mit der langen, verständigen Nase soll ihr Bild von Holbein

haben, das kann sie sich angucken, bis sie davor zu Leder eintrocknet. Wissen Sie, wem sie ähnelt? Jungfer Züs in den „drei gerechten Kammmachern". In ihrem Kopf ist es so aufgeräumt wie in ihrer Stube.

Daß sowas sich Weib nennt und prätendiert, Kinder zu bekommen!

Unser Kind, das Du in meinem Garten tragen solltest! Immer wieder träume ich von Seligkeiten, die mir für ewig verschlossen sind. Warum muß ich stets dürstend außerhalb stehen wie ein Verdammter?

Süße Freundin, ich bin nicht wert zu leben, ich fühle es täglich stärker. Ich bin Ihrer nicht wert. Und halte Sie doch fest, lasse nicht los.

Egoismus? Bin ich ein Ungeheuer? Eher ein Armer, Verhungerter, ein Bettler.

Ich bettle bei Ihnen. Schenken Sie mir ein gütiges Wort! Seien Sie gut!

22.

Die Schatten schlagen über meiner Seele zusammen, ich weiß nicht mehr, wie ich leben soll. Und finde nicht den Mut zur Pistole. Ich kränkle immer und werde immer schwermütiger.

Sie sind oft unzufrieden mit mir, Sie tadeln. In allem haben sie recht, nur Ihre Liebe und Freundschaft muß ich behalten. Entziehen Sie mir die nicht, wenn Sie nicht meine Existenz selbst gefährden wollen! Seien Sie mehr als eine Frau, seien Sie die Heilige!

Ich höre manchmal gute Musik und gehe, sehr selten — ins Theater. Der erste Akt des Armen Heinrich ist das Schönste, was ich in der neuen deutschen Literatur kenne — diese in Tannen beschlossene Friedensstimmung auf dem Meierhof! Bin ich selbst so ein kranker Ritter, Einer, der früher tapfer und froh war, sich zu schmücken liebte, der „dreimal des Tags den Leib sich wusch", Gigerlwesten zur Schau trug und sechzig Paar Stiefel besaß? War ich das?

Ich will Ihnen erzählen, enttäuschter Ehrgeiz hat einmal in meine Seele sehr tief eingeschnitten. Damals ging ich aus meinem Lande fort.

Ich habe eigentlich nie geliebt; die Frauen, die mich lieben, haben mir durch ihre Liebe nur Schmerzen geschaffen. Eine ließ sich scheiden und war acht Jahre meine Geliebte, durch meine Frau wurde ich reich und unabhängig. Ich habe keine von beiden geliebt. Eine kleine Freundin, die ich mit auf Reisen nahm, ein Mädchen aus dem Volk, zeigte sich undankbar und beschimpfte mich hinterher. Was wollten alle diese Frauen von mir? Immer sieht es aus, als wär' ich der Verräter, der Mörder. Wer lehrte sie ihre Eigenheit brutal einer andren, widerwilligen, aufdrängen? Sie haben mich geliebt, wie der Sturm uns faßt. Ich bin nicht gemacht für ewige Stürme, für Intriguen und Szenen. Ich bin müde und bin im Grunde ein Philister. Wahrhaftig, ich bin's! Mein Auskommen, mein Haus, mein Essen, meine Wäsche und ein gutes Bett — mehr will ich ja garnicht!

Bald werde ich wahrhaftig nicht weiter wollen! Vorläufig halte ich's nicht aus, — ich gehe nach Paris, fahre mit der transsibirischen Bahn durch Asien oder durchstreife Marokko zu Pferd.

Und Sie will ich haben! Gift und Leidenschaft und Sünde! Es ist ekelhaft zu fühlen, wie der laue Sumpf einen packt und einzieht. Die schlaue Base schneidet sich, ich gehe ihr glatt durch die Lappen.

Ich flüchte mich zu Ihrer heitren Feinheit, zu Geist und Champagnerprickel. Erbarme Dich meiner im Hörselberg, hohe Frau, eines armen Tannhäusers im Lodenwams mit halbverstopften Ohren und Zahnschmerzen und steifen Knieen!

Das zahme Käuzchen ist tot. Den Hund „Tolstoi" habe ich erschießen lassen, er war zu alt und zu faul geworden. Wenn Sie ihn gern hatten, tut's mir leid.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Reklame.*)

Zu Sombarts Reklame.

Ein Produkt des Aergers, dachte ich, als ich die Sombartschen Ausführungen über die Reklame las, und deshalb waren sie mir gar nicht so unverständlich, wie man sie jüngst in der Presse gern hingestellt hat. Sie sind mir sogar sehr erklärlich: uns moderne Kulturmenschen, besonders uns geplagte Großstädter, überschleicht in der Tat manchmal der Abscheu, ja der Ekel vor der modernen Kultur, und ganz heimlich und leise, kaum daß man ihn sich einzugestehen wagt, taucht der Wunsch auf, procul negotiis in der stillen, schönen, kulturlosen Natur zu sein.

Der Ruf „Zurück zur Natur" hat in unserem hastigen, drängenden, unruhigen und friedlosen Erwerbsleben durchaus seine Berechtigung. Man möchte einmal zu sich selbst kommen und nicht immer durch äußere Eindrücke, wie die Reklame sie vor allem bietet, abgelenkt werden; ein Stück Asketentum vergangener Jahrhunderte wird in uns mitunter wach; wir beneiden die Heiligen, die sich vom Weltgetümmel zurückzogen, um der inneren Beschaulichkeit zu leben.

So mag es Sombart ergangen sein, als er seinen Reklameartikel schrieb, und wer in seinen sonstigen Schriften auch nur geblättert hat und sich einiger Ausdrücke entsinnt, wie seiner Kritik über Wenckſterns Marxstudie „Marx vom Standpunkt des preußischen Reserveoffiziers" oder „Die Zeitung ist die Laus im Pelze der Nation", der wird sich über die Impulsivität des Reklameaufsatzes, über den Temperamentsausbruch, der so gar nichts Professorenmäßiges an sich hat, nicht wundern.

Rein menschlich ist also der viel kritisierte Artikel wohl verständlich.

Anders liegt die Sache, wenn man in Betracht zieht, daß Herr Sombart Professor an der Handelshochschule zu Berlin ist, berufen, junge Kaufleute heranzubilden, nicht nur für mittlere, sondern für leitende Stellen. Da werden seine Darlegungen doch heftigen Widerspruch erwecken müssen. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt des Dr. M. E. im Berliner Tageblatt vom 25. April; ich nehme die Sombartschen Ausführungen nicht scherzhaft, schon aus dem Grunde, weil sich derartige Scherze nicht mit seinem Amt als Lehrer unserer Kaufmannschaft vertragen würden. Bittere Satire und kein Scherz liegt m. E. auch im letzten Absatz über amerikanische Reklame vor.

Herr Sombart verkennt leider das Wesen der Reklame vollständig. Reklame soll nicht, wie er meint, die Wirkung haben, daß andere Waren oder Leistungen gleicher oder ähnlicher Art unverkauft bleiben sollen. Sie soll zwar anpreisen und soll wohl Stimmung machen, aber nur Stimmung für die eigene Ware, nicht Stimmung gegen andere. Ich möchte Herrn Sombart das an seiner eigenen Zeitschrift beweisen. Die Reklame des „Morgen" ist anerkanntermaßen eine vorzügliche. Hat Herr Sombart damit die Absicht verfolgt, alle anderen Zeitschriften tot zu machen oder nur die, seine Zeitschrift einzuführen, ein neues Bedürfnis für sie zu wecken?

Reklame soll Bedürfnisse wecken, und infolgedessen wird sie, wenn sie in der rechten Weise, dem Volkscharakter angepaßt, betrieben wird, stets eine Kulturträgerin sein. Nicht eine Trägerin amerikanischer Kultur; die amerikanischen Reklamen sind uns zuwider und in Deutschland häufig wirkungslos. Ich möchte Herrn Sombart den Rat geben, einmal Herrn Oskar Tietz zu befragen, welche Wirkungen er mit seinem amerikanischen Reklamechef seinerzeit in Berlin erzielt hat: Herr Tietz wird mit der Hand abwinken und nicht gern daran erinnert sein wollen. Inserate,

*) Wie wir bereits im vorigen Hefte ankündigten, veröffentlichen wir heute die folgenden Beiträge über das von Professor Werner Sombart angeregte Thema: Die Reklame. Wir lassen heute zunächst einen Künstler, Edmund Edel, einen Mann der Praxis, Arthur Jacoby, und einen Akademiker, Dr. Johannes Steindamm, welcher in Nürnberg Vorlesungen über Reklame hält, zu Worte kommen.

die da beginnen: „Sie tanzen mir nach“ und die Absicht haben, andere Geschäfte zurückzudrängen, verfehlen in Deutschland ihre Wirkung und werden als Auswüchse betrachtet. Mit diesen Auswüchsen eben hat sich Herr Sombart beschäftigt, sie sind es auch, die ihn ärgerten und ihn den für einen Volkswirt fast unverzeihlichen Fehler begehen ließen, zu generalisieren, alles über einen Kamm zu scheren. Wenn irgendwo, so ist das gerade bei der Beurteilung der modernen Reklame am unangebrachtesten.

Falsch ist es auch, wenn Sombart die Reklame überflüssig nennt.

Kein Mensch kann leugnen, daß Anpreisung der Ware im heutigen Geschäftsleben absolut notwendig ist. Verschiedene Momente bedingen sie, so die Unkenntnis des Publikums über die anzupreisende Ware, die Konkurrenz der anderen und dgl. mehr. Ein Amerikaner hat richtig gesagt: „Woher sollen denn die Leute wissen, daß ich eine gute Ware habe, wenn ich sie ihnen nicht anpreise; und Rudolf Hertzog, der Begründer unseres ältesten Kaufhauses, dem man doch wahrlich nicht Marktschreierei vorwerfen kann, hat behauptet, daß er sein Geschäft nie auf diese Höhe gebracht hätte, wenn er sich nicht der Reklame bedient hätte. Die Pears' Soap-Gesellschaft in London hatte im Jahre 1905 beschlossen, ihren Reklameetat von 2 Millionen Mark zu streichen. Man verdiente bisher 18 bis 20 % und glaubte, daß die Seife genügend eingeführt sei: Erfolg: die Gesellschaft zahlte im Jahr 1906 überhaupt keine Dividende, und zwar, wie in der Generalversammlung ausdrücklich hervorgehoben wurde, weil sie keine Reklame gemacht hatte.

Diese drei Beweise aus der Praxis dürften genügen, die Notwendigkeit der Reklame darzutun. Ohne Mühe ließen sich tausende und abertausende andere Beispiele, die auch kleineren Geschäften jeglicher Art entnommen sind, anführen.

Nun zu einem weiteren Punkt der Sombartschen Ausführungen, zur Schönheit der Reklame. Reklame soll nicht aufdringlich, Reklame soll nicht abstoßend sein, Reklame soll in erster Linie fesseln. Ob sie fesselt durch Karikatur oder durch Farbenharmonie oder durch geschickte Textanordnung oder durch sonst etwas, gilt gleich; sie soll nur fesseln. Sie darf auch mit uns spielen, sie darf auch einmal auf den ersten Blick einen ganz anderen Gedanken bei uns hervorrufen, als der ist, für den sie Propaganda machen will. Ich denke hier an ein Plakat, das mit ganz großen Lettern das Wort enthält „Verloren“. Man glaubt eine Verlustanzeige zu sehen, tritt man aber näher, um den klein gedruckten weiteren Text zu lesen, so heißt es da: „dem Nationalvermögen ist jeder Pfennig, der nicht in deutschen Fabrikaten angelegt ist. Daher . . .“

Reklame kann aber auch schön sein. Wie sehr man darauf bedacht ist, sie zu veredeln, sie gefällig, schön zu machen, das geht daraus hervor, daß man die Kunst in ihren Dienst stellt. Schon im Mittelalter haben wir künstlerisch ausgestattete Plakate, deren z. B. das Germanische Museum in Nürnberg eine ganze Reihe birgt. Das sind trotz Sombart schon Reklamen, denn sie verfolgen die Absicht, anzupreisen. Wenn man das bekannte Elefantenplakat aus dem Jahre 1629, das auch auf der Augur zu sehen war, betrachtet, so wird man finden, daß der betreffende Schausteller Reklame machen wollte. Reklame ist entstanden aus reclamare gleich wiederrufen, bekanntmachen, anpreisen. Das hat der Schausteller mit seinem Elefantenplakat gewollt. Einen anderen Elefanten zu verdrängen, hat er wohl kaum beabsichtigt, denn an dem Ort, wo er ihn ausstellte, wird kein zweiter gewesen sein. Auch in der neuesten Zeit haben sich die Künstler wieder der Plakate bemächtigt, und das mit Recht. Ich sehe durchaus nichts Entehrendes für den Künstler darin. Wir sprechen heute so viel von Kunstgewerbe: es weht durch unsere Zeit ein Zug, unsere Gebrauchsgegenstände künstlerisch auszugestalten: warum sollte da der Künstler seine Kraft und sein Können nicht dem Gewerbetreibenden zur künstlerischen Anpreisung seiner künstlerischen Waren zur Verfügung stellen? Das ist doch jedenfalls edler

und vornehmer, als wenn der Künstler sehenden Auges Unschönheiten zuläßt! Ich glaube, unsere großen Plakatkünstler, wie J. Klinger, Bernhard, Neumann, Haiduk und wie sie alle heißen mögen, fühlen sich absolut nicht gedrückt und entehrt dadurch, daß sie Plakate malen, im Gegenteil, sie werden das Bewußtsein haben, eine Kulturaufgabe zu erfüllen. Jedermann wird sich freuen, wenn er von einem Gewerbetreibenden einen schön ausgestatteten Katalog, ein geschmackvolles Offertschreiben mit künstlerischen Typen zugesandt erhält, oder wenn sein Auge auf ein gutes Plakat fällt, und unsere Geschäftsleute selbst ziehen daraus den größten Vorteil: Neue Bedürfnisse werden geweckt, der Absatz hebt sich und damit unsere Volkswirtschaft.

Daß Auswüchse vorhanden sind, daß es Geschäftsleute gibt, die meinen, mit aufdringlichen Anpreisungen ihr Geschäft machen zu müssen, soll nicht bestritten werden; aber dem treten ja gerade die Künstler entgegen. Ich möchte Herrn Sombart auch fragen, ob er eine einzige Einrichtung im menschlichen Leben kennt, die fehlerfrei ist, und ob er *eines* räudigen Schafes wegen eine ganze Herde töten will!

Leider verbietet der Raum, das interessante Thema heute weiterzuspinnen. Vielleicht ist später einmal dazu Gelegenheit gegeben.

Nur ein Wort noch des Bedauerns, daß auf unseren deutschen Handelshochschulen, besonders in Berlin, die Reklame bisher so abweisend behandelt wird; bei der Wichtigkeit gerade des Propagandawesens sollte man wahrlich einen anderen Standpunkt einnehmen.

In Nürnberg werden im nächsten Winter Vorlesungen über Reklame gehalten; es steht auch zu erwarten, daß sie in den Studienplan der neu zu gründenden bayerischen Handelshochschule aufgenommen werden, wenigstens wenn diese, wie man annehmen darf, in Nürnberg errichtet wird — das wäre dann die erste Hochschule: wo bleiben die anderen?

Zum Schluß möchte ich Herrn Fritz Gugenheim bestreiten, daß Herr Sombart mit seinen Ausführungen für sich keine Reklame gemacht hat: *er hat es doch*. Der markante Ausspruch von Ernst Growald im Plakatspiegel: „Es ist besser, die Leute bekritteln dein Plakat, als daß sie es überhaupt nicht beachten", hat sich auch an dem Sombartschen Feuilleton bewahrheitet. Gerade durch seine Paradoxa hat Herr Sombart bewirkt, daß man sich mit seinen Ausführungen näher beschäftigt: Er hat seine Ware angepriesen. Es ist ihm allerdings mißglückt, andere Leute aus dem Felde zu schlagen, die sich mit demselben Thema, und zwar praktisch, befassen.

Johannes Steindamm-Nürnberg.

Kunst, Kultur und Reklame.

In den letzten zehn Jahren ist sehr viel in Deutschland über Reklame geschrieben worden und über die Notwendigkeit, diesen lautschreienden Bastard unserer modernen Kultur anständig einzukleiden. In Deutschland versteht man unter „anständig einkleiden", die Kunst und den ganzen großen Apparat der Aesthetik, der damit zusammenhängt, zu Hilfe zu rufen. In den Ländern der leichteren Lebensauffassung und des größeren Zielbewußtseins, in Frankreich, England und Amerika, war es von vornherein selbstverständlich, daß man, wie eben alles, was um das Leben ist, auch die Reklame geschmackvoll und im gewissen Sinne ästhetisch dem Publikum servierte. Aber in Deutschland muß man jede neue Erscheinung erst wissenschaftlich und literarisch erörtern. Man schreibt dicke Bände, man hält stundenlange Vorträge, und das Resultat ist schließlich ein künstlicher Homunkulus, den man in Spiritus setzt, und über den sich die Gelehrten die Köpfe zerbrechen.

In unserer Zeit, in der die Schlagwörter so billig sind, daß man sie gleich butzendweise auf Abreißkalender druckt, möchte ich das bekannte Bonmot: „Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" auf Deutschland persiflieren, indem ich unser gutes Heimatsland das Land der „äußerst begrenzten Möglichkeiten" nenne. Aeußerst begrenzt, weil der Deutsche trotz aller verbrieften Rechte, die ihm

eine Konstitution und andere löbliche politische Einrichtungen zusichern, an allen Ecken und Kanten begrenzt und behindert wird. Und nicht zuletzt auch, weil er aus seiner Haut nicht herauskommen kann, und weil ihm sein Temperament Fesseln anlegt, die es ihm schwer wird, abzustreifen.

Auch aus der Reklame, die eine Begleiterscheinung der rapiden neuzeitigen Entwicklung ist, und die sich unserem Leben und unserem Empfinden aufgedrängt hat, wie viele andere unangenehme Geräusche und Bilder unserer Umgebung, hat der Deutsche sich bemüßigt gefühlt, mit seiner angeborenen Schwerfälligkeit eine Doktrin zu destillieren. Bis vor einem Jahrzehnt hatte sich nämlich bei uns kein Mensch darum gekümmert, wie Schulze oder Müller ihre Zichorien und ihre Zigaretten einem P. T. Publiko anpriesen. Man hatte nicht das Bedürfnis dafür, weil man im allgemeinen bis zu diesem Zeitpunkt auf geschmackvolle und formvollendete Ausschmückung der Dinge, die wir im täglichen Leben trafen, herzlich wenig gab und es einzelnen Reichen überließ, künstlerisch zu empfinden.

Vor mehr als zehn Jahren fing die Gärung an. Man merkte mit einem Male, daß man in scheußlichen Zimmern wohnte, und es überfiel uns ein Uebelsein, wenn wir immer wieder die berüchtigten Muschelmöbel sahen; und allmählich versuchten einige Künstler, zu reformieren. In kurzen Strichen: Das künstlerische Plakat wurde für Deutschland geboren. Die Anregung kam von Paris, und wir jungen Akademiker beteten in München damals in den achtziger und neunziger Jahren zu Cheret als zu dem Maître d'Affiche. Noch gab es bei uns keine Künstler, die wie in Paris oder London sich ernstlich mit einem Plakat beschäftigten. Man malte große Schinken und hielt es für eine besondere Gnade, wenn man sich so weit erniedrigte, einen Kitschfrauenkopf einer Kunstanstalt für teures Geld als Plakat zu überlassen. Mit der Gründung der „Jugend" und des „Simplizissimus" aber begann es. Und auch in Berlin erschien im Jahre 1896 ein Ausstellungsplakat an den Säulen, das in jeder Weise revolutionär wirkte. In Parenthese: Für mich selbst ist dieses Plakat ein Sprungbrett geworden, denn ich entdeckte daran meine eigentliche Bestimmung, die Welt lächeln zu lassen. Es war dies das Sütterlinsche Hammerplakat für die Berliner Gewerbe-Ausstellung, das ich für die gleichzeitig im Wintergarten auftretenden Five Sisters Barrisons in komischer Weise travestierte. Die Gerichtsverhandlung, die mit schwerem Geschütz damals auf mich losprotzte, ist geradezu ein Symbol dafür, wie man in Deutschland Spaß verträgt, und wie man gleichzeitig für jedes Ding, ob bedeutend oder unbedeutend, den sogenannten tiefen sittlichen Ernst requiriert. Wir müssen auch an eine so leichte Angelegenheit, eine so für den Augenblick schillernde Seifenblase, wie es die moderne Reklame ist, mit der gewohnten Gründlichkeit und Schwere herangehen, und es ist uns nicht vergönnt, Kulturwerte zu schaffen, spielend mit bunten Steinchen wie lustige Kinder.

Im Gegenteil, wir schlagen ins Extrem und nennen alles, was nicht auf hohen Kothurnen herumläuft, was nicht tiefinnerlich ist und die seit altersher festgelegten Regeln des Schönheitsideals befolgt, häßlich und widerwärtig. Selbst heute noch, in der Zeit der Satire.

Und als ein „häßliches Aergernis" verfluchte Sombart vor einigen Wochen in dieser Zeitschrift die Reklame und tat sie in einen fürchterlichen Bann. Es ist in den letzten zehn Jahren so viel theoretische Tinte über die Reklame ausgespritzt worden, daß sie schon dadurch allein zu jenem häßlichen Aergernis geworden sein müßte. Aber was wollen Sie, meine verehrten Herren Mitbürger? Warum finden Sie denn die Reklame so ekelhaft? Man muß sich mit den Dingen abfinden, die man nicht aus der Weltgeschichte wegradieren kann. Oder glauben Sie, daß zum Beispiel das Telephongeklingel, dessen Nützlichkeit und Kulturbewertung selbst Herr Sombart nicht abstreiten kann, einem sensiblen Neuzeitmenschen weniger auf die Nerven fällt als eine schlechte oder gute Anpreisung eines Likörs?

Mit Sombart sage ich: „Eines ist so ekelhaft wie das andere.“ An das Telephongeräusch haben wir uns endgültig gewöhnt. Wir haben uns auch an alle anderen Geräusche gewöhnt, die die moderne Technik und die dadurch hervorgebrachten Kulturwerte in den stillen Frieden der Natur hineinschreien. Unsere Kinder schon wissen gar nicht, daß es eine Großstadt gibt, wie Berlin zum Beispiel, in der nicht die elektrischen Drähte die Dächer und die Straßen wie in einem Spinnennetz umspannen, und wir selber, die wir damals über die Verschandelung außer uns waren, die die Hochbahn und die oberirdischen elektrischen Leitungen dem Straßenbild verursachten, haben uns damit abgefunden und sogar eine neue ästhetische Note darin entdeckt.

Die Reklame in Deutschland ist jung. Sie ist noch nicht aus den Kinderschuhen heraus und tappt noch auf ungelenken Beinen umher. Wir müssen dieses Kind der Moderne erziehen, aber es nicht mit dem Bade ausschütten. Und die Bestrebungen des neuen Kunstgewerbes sollen unbedingt der Industrie behilflich sein, ihre vorzüglichen Produktionen auch vorzüglich anzupreisen. Denn darüber sind wir uns wohl alle einig, daß es heutzutage ohne Reklame nicht mehr geht, und es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man über den volkswirtschaftlichen Vorzug und Nutzen der Reklame große Reden führte. Reklame und Kritik gehören eben zu unserem täglichen Brot, und es ist gar nicht auszudenken, welch einen paradiesischen Zustand das plötzliche Aussetzen dieser Kulturfaktoren hervorbringen würde. Das schönste Mundwasser, die herrlichsten Bilder könnten fabriziert und ausgestellt werden, und niemand hätte ein Interesse daran, außer den nahestehenden Freunden und Bekannten, diese Sachen zu kaufen oder zu betrachten. Und wir würden ein Leben der blöden Langeweile leben, wenn der Ehrgeiz und der Antrieb fehlen.

Ich möchte mich nicht mit Sombart auf eine volkswirtschaftliche Fehde einlassen. Sein Artikel hat daneben gehauen, das ist in schlichten Worten die Quintessenz aller Behauptungen, die in den letzten Wochen in vielen Zeitungen mit mächtigem Phrasenbrimborium und mit alltäglichen Binsenwahrheiten aufgestellt worden sind. Wie ein tapferer Recke hat er frohgemut gehauen und gegen Mühlen gekämpft — — —

Sombart ist leider zu sehr Kulturmensch. In diesem Falle wenigstens: leider. Heutzutage wird das Wort Kultur bei jeder Gelegenheit im Munde geführt. Was ist Kultur? Ist ein rauchender Fabrikschlot nicht ebenso wertvoll für unsere Kultur, wie die polierten Fingernägel oder die seidenen Unterbeinkleider eines Westenschnittästheten? Oder verlangen die Sensibilitätsmenschen, daß man den Fabrikschlot in Van de Veldeschen Wellenlinien baut und den Rauch durch einen großen Flacon Eau d'Espagne hindurchführt, damit er ihre Nerven nicht mit dem scheußlichen Kohlendunst verletzt? Man kann auch nicht verlangen, daß man einen Schlackenhügel mit modernem Buchschmuck garniert. Man kann überhaupt nicht unser heutiges Leben nur vom Standpunkt der höchsten Aesthetik und des feinsten Sinnenreizes betrachten, denn wir befinden uns alle in einer großen mächtigen Tretmühle, und wer nicht mittritt, wird totgetreten. Und die paar Leutchen, die den Rauch der Fabrikschlote nicht ertragen können oder die Schnapsplakate, müssen sich wie Schmetterlingspuppen in sich selbst zurückziehen oder mit zugehaltener Nase durch die Straßen gehen. Auch durch die Straßen der Großstadt, die ja für feineres Kulturleben sowieso verloren ist, wie Sombart sagt. Darf ich mir erlauben, den Kopf zu schütteln und zu fragen, welche Kulturen das platte Land hervorbringt, abgesehen von den Kartoffel- und Rübenkulturen, zu denen wir nur digerierende Beziehungen haben.

Sombart stellte sich zu sehr abseits vom Wege, seine Streiche mußten vorbeisausen und konnten nicht treffen.

Nicht alle Streiche wenigstens. Man findet manches in dem Artikel Sombarts, was eine Berechtigung hat. Ich möchte fast sagen, wenn ich als bescheidener Feuilletonist und Karikaturist einer großen Leuchte der Wissenschaft gegenüber mich so ausdrücken dürfte:

Herr Professor Sombart hat nicht immer die richtige Wortfassung gefunden. Wir haben vielleicht dieselbe Empfindung und meinen dasselbe, und wir wollen das gleiche wie er.

Ich lese bei ihm den markanten Satz: Nachttöpfe und Bratheringe in Schönheit kaufen!

Natürlich hat er recht. Es ist widersinnig, einen Nachttopf oder einen Brathering oder ein ähnliches für die gemeinsten Bedürfnisse des Menschen berechnetes Objekt in „Schönheit tauchen" zu wollen, wie Sombart an anderer Stelle paraphrasiert. Es ist widersinnig, eine Reklame für Schuhwichse künstlerisch in derselben Weise auszugestalten, wie die Anpreisung einer vornehmen Klavierfabrik. Und es wirkt direkt komisch, wenn man immer und immer wieder dem würdevollen Pathos begegnet, den der Deutsche benötigt, um für seine Bratheringe in die Reklameposaune zu blasen.

Unsere heutigen Beziehungen zwischen Kunst und Reklame sind schlaff geworden. Nicht äußerlich, denn zu keiner Zeit stand die Kunst in so unbedingtem Dienst der Industrie, wie heute. Aber das junge frische Reis, das vor zehn Jahren auf den alten Stamm der „hohen Kunst" okuliert wurde, bringt keine neuen Knospen mehr hervor. Auch die Reklamekunst ist, wie alles bei uns in Deutschland, heute schon Klischee geworden und erstarrt in den ihr von einigen Führern seinerzeit vorgeschriebenen Gesetzen.

Unser Unglück ist unsere Vorliebe für das Pathos. Vor mehr als zehn Jahren schrie man nach einer Reorganisation des Plakats. Man jauchzte über die lustigen, frischen französischen Affichen, freute sich über die derbkomischen englischen und amerikanischen Posters und klagte über die entsetzlichen Allegorien, mit denen unsere Kaufleute ihre Waren anpriesen. Der sentimentale Deutsche glaubt natürlich, seine Familiensofaempfindung auch in sein Kontor hinübernehmen zu müssen, und sein Oeldruck-Kunstverständnis war gerade gut genug, um dem fabrizierten Artikel ein Geleitbild mitzugeben.

Wir Jüngeren hatten es damals sehr schwer. Aber unserer Kraft und unserem unverwüstlichen Humor gelang es, die große Bresche in die chinesische Mauer zu schlagen, mit der sich die Kaufmannschaft umgeben hatte.

Recht hat Sombart: Humor im Dienste der Reklame, das heißt, Humor in Verbindung mit der Kunst. Wo sind wir heute? Nachdem der Kaufmann einige Jahre lang es sich hat schmunzelnd gefallen lassen, daß man seine Hosenträger an der Anschlagsäule verulkte und gerade durch diesen Ulk das Publikum zwang, sich die Marke und den Namen im Gedächtnis zu behalten, besinnt sich derselbe Kaufmann plötzlich darauf, daß seine verehrten Hosenträger doch ein zu hehres und heiliges Objekt wären, als daß sie durch einen Witz profaniert werden könnten. Und mit dem ihm erbeigentümlichen Pathos sucht er nach einer Ausdrucksweise, die diesem Witz gerade entgegengesetzt ist. Die lieben alten Allegorien, die süßen Gretchen und die ernsten Brunhilden verschwanden, und die sezessionistisch frisierten Seerosenfräuleins traten in die Erscheinung, und wildblickende Sphinxe und Ueberweiber müssen sich dazu hergeben, um in die Welt hinauszuposaunen, daß Meyers Kuhmist der beste ist.

Kunst und Reklame sind heute eng miteinander verbunden. Die Seerosenfräuleins und die Sphinxe sind in den meisten Fällen von Künstlerhand hergestellt, und man merkt, daß die letzten zehn Jahre eine gute Reklamekunstschule hervorgebracht haben. Aber der Humor, meine Herren! Wo bleibt der Humor? Man sagt von mir, daß ich über eine kleine Dosis davon verfüge. Ich möchte aus der Schule plaudern und es an dieser Stelle offenbaren, daß man es mir oft sauer genug gemacht hat im Laufe meiner langen Tätigkeit als Plakatmaler, meinen Humor zu behalten, sowohl als Mensch, wie auch auf den Plakaten selbst. Es ist äußerst schwer, den deutschen Kaufmann davon zu überzeugen, daß ein Witz mehr wirkt wie das schönste Bild. Und wenn

man heute keine Plakate mehr von mir sieht, so liegt der Grund darin, daß nicht mir der Humor ausgegangen ist, sondern unserer deutschen Kaufmannschaft. Augenblicklich ist es öde an den Anschlagsäulen (nicht, weil von mir keine Plakate dort zu sehen sind, denn ich freue mich stets, wenn ich auch bei anderen Witz entdecke). Von den Plakaten und aus den Inseraten blickt eine festgefrorene Pathetik auf die Vorübereilenden, und wenn nicht irgendeine geschmackvolle, gutkomponierte Schrift hervorsticht, kümmert sich kein Mensch um alle diese roten, blauen, grünen, weißen und gelben Flecken, denn es ist nichts dabei, was das Publikum hypnotisiert, oder was ihnen in die Augen springt. Ein Witz, eine Dummheit, eine Frechheit meinethalben veranlaßt uns, wenn wir mit der Elektrischen oder im Automobil vorübersausen, einen Augenblick unsere Blicke auf die Säule zu werfen. Wir haben keine Zeit, uns mit der Ergründung des tiefen Sinnes zu beschäftigen, den ein geistvoller Kunstmaler mit krausen Linien und subtilem Farbenempfinden uns orakelt, damit wir nach einer Stunde darauf kommen können, daß die Schreibmaschine aus der Fabrik des Herrn Soundso eine sichtbare Schrift hat. Ein geradezu klassisches Beispiel für diese Kunstreklamepathetik hat die Wiener Sezession geliefert mit ihrer Werkstättenästhetik, die so kulturell ist, daß sie für das Weitergehen der Kultur überflüssig erscheint. Was nützt uns die Kunst im Dienste der Reklame, wenn sie nicht praktische Dienste erweist. Was nützen uns künstlerische Plakate, wenn sie kein Mensch lesen kann. Und deshalb bin ich dafür, daß sämtliche Verbände deutscher Kaufleute einen Kongreß zusammenrufen und eine Resolution aufnehmen, man sollte unseren guten Humor wieder in sein Recht einsetzen. Ich will ihnen ein Heer von jungen und älteren Malern zusammenbringen mit gutem Können und Talent.

Aber ich möchte nicht, daß es meinen Kollegen ebenso geht, wie mir viele Jahre hindurch, da ich jedesmal, wenn ich dem Verleger einer großen Berliner Zeitung die Skizzen zu dem Monatsplakat brachte, grausame Kämpfe ausfechten mußte. Ich focht für den Humor, und er konnte sich trotz der Erfolge, die die vorhergehenden Plakate hatten, von der bei ihm im tiefen Innern schlummernden Liebe für das sogenannte „Schöne" nicht losmachen.

Die Kunstmaler werden Herrn Sombart keine Zustimmung und Dankadresse übersenden für die lobenswerte Erwähnung, die er ihrer getan. Sombart verkennt vollständig die Verhältnisse. Was ist heutzutage ein Kunstmaler, einer, der Oelbilder malt und im günstigsten Falle jedes Jahr ein Bild auf der Ausstellung hat? Ein Kunstmaler ist heut noch ein größerer Luxusartikel, wie er es früher gewesen ist, denn früher brauchte man ihn wenigstens noch zum Porträtieren und zu Gesellschaftsdekorationen. Heute, wo die Porträtphotographie eine unerhörte Höhe erreicht hat und ein Kerl, der einen Aeroplan steuert, oder ein anderer Kerl, der auf einem 120 PS. Auto durch die Wüste Gobi gesaust ist, von der Gesellschaft höher eingeschätzt wird als ein akademischer Kunstmaler mit sechs goldenen Medaillen, hat dieser selbe Kunstmaler natürlich mit Freuden sich auf das Feld zurückgezogen, das ihm die Industrie eröffnet hat. Und es ist kein trauriges Zeichen der Zeit, wenn arme, hungernde Künstler (ich variiere Sombart) ihr Können gegen kargen Lohn einem beliebigen Insektenpulverhändler zur Verfügung stellen müssen, nur ist es nicht immer nötig, daß dieses Insektenpulver in Schönheit angepriesen wird, denn der betreffende Fabrikant kann unmöglich von uns verlangen, daß wir seine Wanzen, Schwaben und Flöhe auch in Schönheit sterben lassen.

Mit der Kunst im Dienste der Reklame ist es nichts, resigniert Sombart. Eine zehnjährige Praxis widerlegt diese Behauptung. Oder sollte sie auch nur eins von den vielen Schlagwörtern sein, ohne die wir Zeitgenossen nun doch einmal nicht mehr auskommen können?

Edmund Edel.

Amoklauf.

„Reklame“ ist der Titel eines Artikels, den Professor Werner Sombart in der zehnten Nummer dieser Zeitung veröffentlicht hat. Ein Artikel, der nicht, wie es begreiflich wäre, die Auswüchse der Reklame, sondern die Reklame selbst, in jeder Form, als etwas Widerwärtiges perhorresziert. Und darin gipfelt, den Leuten vom Bau, zur Veredlung ihrer Reklame durch „Humor“, amerikanische Beispiele zu empfehlen, die allerdings die Sombartsche Bezeichnung „ekelhaft“ vollauf verdienen.

Growald als Reklame-Sachverständiger im Plutus, Gugenheim als erfahrener Reklame-Verbraucher, im Berliner Tageblatt, haben Sombarts reklamefeindliche Thesen mit klarer, einleuchtender Logik widerlegt. Tag vor Tag erscheinen in Zeitungen und Wochenschriften scharfe Artikel wider den Handelshochschul-Professor, der gegen unvermeidliche Erscheinungsformen des Handels im Amoklauf anstürmt.

Daß die äußerst geschickte Geschäftsführung des Morgenverlags — ungeachtet der nahen Beziehungen zu Sombart — sich einfach auf den Standpunkt stellt: „soll schon eine vielleicht interessante Polemik entbrennen, so soll sie bei uns abgedruckt werden,“ beweist aufs neue das Propagandaverständnis dieses Verlages, der, seit Bestehen des Blattes, durch originelle, vornehme Reklameideen für den „Morgen“ wirkte und dessen geschmackvolles Portefeuille, für jeden Empfänger mit seinen eigenen Initialen geprägt, gewiß auch Herr Sombart auf dem sozial empfindenden Herzen trägt.

Angesichts so intensiver Reklametätigkeit des Blattes, die doch dem Herausgeber Sombart nicht verborgen bleiben konnte, ist es doppelt unverständlich, wie er sich entschließen konnte, einen sachlich so unzutreffenden Artikel in dieser — seien wir doch ehrlich — schwer um ihren Inseratenteil (lies: Rentabilität) kämpfenden Zeitschrift zu veröffentlichen. Der Artikel erschien unmittelbar nach dem durch die „Augur“ angeregten Artikel „Ausstellung“. Auf den mir, als dem Nächstbeteiligten, nicht einzugehen ziemt, obgleich Sombarts Meinungen auch darüber vielfach angreifbar sind. — Die „Augur“, eine Ausstellung, umfassend Geschäftsausstattung und Reklame, mußte selbstverständlich die Verwendung der Reklame in jeder nur denkbaren Form zeigen. Daß solche Schreckenskammer des Rüstzeugs unserer modernen Propagandisten, in ihrer Häufung der ausgeklügeltsten Reklameeffekte, auf ein „unverdorbenes Gemüt“ erschütternd wirken kann, ist denkbar. Denkbar aber auch, daß dieser Eindruck Herrn Sombart den Anstoß gab zu seinem Artikel „Reklame“. Der hier zur Diskussion steht.

Mögen andere — und sie werden es tun — die handgreiflich falschen Ansichten richtigstellen, die Sombart in seinem Artikel über die „Reklame“ niedergelegt hat. Passagen wie diese: „Die Kunst im Dienste der Reklame ist eine der vielen gründlichen Verwirrungen unserer Kultur“ braucht man nur niedriger zu hängen. Sie widerlegen sich selbst, für jeden Gebildeten, der die Leistungen eines Chéret, Toulouse-Lautrec, Beggarstaff, Chappiello, Klinger, Christophe, Bernhard im Dienste der Propaganda zu würdigen versteht.

Ebensowenig wird man Sombart glauben, daß jeder, der Reklame mache, etwas Ekelhaftes tue, bewußt die Absicht habe, anderer Leistungen herabzusetzen. Hat z. B. Herr Sombart diese Absicht, wenn er, fast in jedem seiner Bücher, immer wieder auf seine anderen Werke empfehlend hinweist? — Z. B. in „Das Proletariat“ S. 57 „Das weitere siehe in meinem „Modernen Kapitalismus“ Band I, S. 118 ff. Oder in „Gewerbewesen“ II, S. 28, S. 30, S. 61? — Ueberall finden sich derartige Hinweise auf andere Sombartsche Bücher. Der Verfasser denkt gar nicht daran, seinen Leser auf die Werke anderer Schriftsteller über analoge Themen hinzuweisen, er empfiehlt das, was er schreibt. Und niemand kann's ihm verdenken. Aber Reklame ist's doch! Genau als wenn das Seidenhaus dem verkauften Seidenkleid eine Empfehlung für Futterstoff beifügt, den die Käuferin der Seide ebenso nötig haben muß, wie der Lernbegierige, der sich über Gewerbe-

wesen orientieren will, die Grundlage der Kapitalfragen braucht. — Wir sind allesamt hübsch lastbare Esel und Eselinnen, sagt Nietzsche.

Ganz unverkennbar hat sich, in den letzten Jahren, ein Streben nach Verfeinerung der Reklame bemerkbar gemacht. Wortkunst und Bildkunst gehen Hand in Hand, um alles Rohe auszumerzen. Und intensiver als die Zeitungen aller anderen Nationen lassen die deutschen Zeitungen — um nur von der Inseratreklame zu reden — das Bestreben erkennen, den geschmacklichen Standard der Reklame auf ein höheres Niveau zu bringen. Sogar der Schutzmann wirkt dabei als Kulturfaktor: wo Einer wagt, in seinen Anpreisungen, über das Maß des Zulässigen herauszugehen, hetzen ihm die wirtschaftlichen Interessentenverbände den Staatsanwalt auf den Hals, sofern die Mittel der Selbsthilfe nicht ausreichen. So radikales Vorgehen hat mählich dazu geführt, daß kein Land so sehr den Ruf der Reellität für seine Geschäfte genießt, wie gerade Deutschland (und in Deutschland wieder Berlin). Es ist Herrn Sombart vielleicht nicht bekannt, daß beispielsweise die überaus mißtrauischen Russen, seit einigen Jahren, zum großen Teil nicht mehr in Paris, wo man ihrem Feilschen mit „Fremdenpreisen" begegnete, sondern in Berlin ihre Einkäufe machen, wo sie reelle feste Preise vorfinden.

Hier aber ist der Punkt, wo ich mich mit Herrn Werner Sombart, Professor der Volkswirtschaft an der Handelshochschule Berlin, treffe, um ihm zu sagen, daß er schweres Unrecht begeht, dem deutschen Handel in den Rücken zu fallen, mit einem Artikel, den vielleicht die Impression der von mir geleiteten Augur mit ihrer Reklamehäufung verschuldet (ehrlicher kann man doch nicht sein!), vielleicht aber auch nur der Hunger der Rotationspresse ausgelöst hat.

Napoleon sagt einmal: „Es ist etwas Erstaunliches um die Macht der Worte auf die Menschen! — Die Fürsten sollten stets recht auf ihre Worte acht geben!" Das trifft nicht nur die Fürsten von Gottes Gnaden, sondern mehr noch die Fürsten von Geistes Gnaden, zu denen man einen Mann wie den Autor des „Modernen Kapitalismus" wohl auch rechnet, ohne daß ihn meine Winzigkeit so bezeichnet.

Wo aber bleiben unsere, der strebenden Kaufleute, Bemühungen, den Kollegen Ehrbewußtsein, Stolz und Reellität einzuimpfen, wenn ein Mann, der die Handelswissenschaften zu lehren berufen ist, all unser geschäftliches Bemühen ums liebe Brot glattweg als etwas Verächtliches bezeichnet. Von den „häßlichen Vorgängen der Bedarfsdeckung" spricht, der doch jeder Kaufmann dient. „Aermelausreißgeschäfte nennt der Volksmund diese Art Läden," schreibt Professor Sombart von Breslauer Mühlendammern und fährt fort: „auf dasselbe aber, was hier in roher handgreiflicher Form geübt wird, läuft alles moderne Geschäftsgebaren hinaus". Vom Gimpelfang, auf den die reklamemachenden Geschäfte ausgehen, schreibt er, als ob wir alle Schwindler seien, wie sie in der von Herrn Sombart über den grünen Klee gelobten Zeit der „friedlichen Genügsamkeit" mit der Reklametrommel auf die Jahrmärkte zogen.

Wir haben, das kann sich Herr Sombart von jedem Kaufmann bestätigen lassen, denn doch mit verteufelt anderen Zuständen zu rechnen, als mit dem „gesättigten Dasein" früherer Epochen. Wenn man, wie Herr Sombart, zugibt, daß, gleichviel aus welchen unabänderlichen Ursachen, ein scharfer Konkurrenzkampf besteht, so sollte man doch nicht über die Maßnahmen greinen, die daraus resultieren. Der Aesthet in Herrn Sombart schlägt den Volkswirt tot, dem es doch eine Freude sein muß, zu sehen, wie die Schwerkämpfenden Kopf und Hände anstrengen, um nicht dem wirtschaftlichen Ruin zu verfallen.

In allen Repliken, die der Sombartsche Artikel bisher herausgefordert hat, ist gesagt worden, daß uns die Privatmeinung des Herrn Sombart schließlich gleichgültig sein könne, die Tatsache, daß er Handelshochschuldozent sei, kompliziere die Angelegenheit. Das stimmt. Und trifft für den Gesichtswinkel, unter dem ich den Sombartschen Artikel betrachte, leider ganz besonders zu:

Söhne von Kaufleuten sind die meisten der Handelshochschüler, vor denen Professor Sombart über Volkswirtschaft liest.

Mancher von diesen, die längst schon das Korpsband trügen, wenn nicht Professor Jastrows kluge Einsicht wachte, spricht verächtlich genug von seinem alten Herrn, dem Koofmich. Und fühlt sich klein gegen die Collegae von den anderen Fakultäten, weil er selbst ebenfalls Koofmich werden soll. — Einer überragenden Intelligenz, einer Persönlichkeit wie Sombart werden all ihre Aeußerungen von den weniger skeptischen jungen Hörern, nicht nur dem Wortlaut nach geglaubt, sondern auch nachgeschwatzt. — Ich kann mir kaum denken, daß der Artikel über „Reklame", eine Disziplin, die ohnehin an der Handelshochschule nicht gelesen wird, wesentlich dazu beigetragen habe, in den dereinstigen Kaufleuten die Wertschätzung ihres zukünftigen Berufes erheblich zu steigern.

Arthur Jacoby.

Der gekündigte Heine.

Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubst du, Närrin, alles bliebe
unverändert ewig wahr?
Was wir lieblich fest besessen,
schwindet hin wie Träumerein,
und die Herzen, die vergessen,
und die Augen schlafen ein.

Heinrich Heine.

Ausgehauen in Marmorsteine,
von der Kaiserin gestiftet,
steht der Dichter Heinrich Heine,
über den die Welt sich giftet.
Steht in Korfu auf der Insel,
— ringsherum das Meer ist weit —,
und belächelt das Gewinsel
derer von der Sittlichkeit.
Das verehrende Getriebe
kennt er dabei auf ein Haar:
Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!

Häuser wechseln die Gebieter,
manchesmal, zumeist im Lenz.
Also zieht ein neuer Mieter
in Achilleus' Residenz.
Läßt mit Farben und Tapeten
alles Alte überziehn,
und räumt auf mit Pietäten;
denn der Herr ist aus Berlin.
„Aber schont bei dem Geschiebe
Heine!" fleht die Jungfraunschar. —
Glaubst du, Närrin, alles bliebe
unverändert ewig wahr?

Dieser Dichter hat gesündigt,
jede Tugend schwer verletzt.
Dieserhalb wird ihm gekündigt,
wird er an die Luft gesetzt.
Er mißfällt dem neuen Mieter.
Was er schrieb, ist für die Katz,
gottlos obendrein. Drum zieht er
und macht einem Tempel Platz.
Kränze, Maid, mit grünen Kressen
noch einmal den Marmorstein.
Was wir lieblich fest besessen,
schwindet hin wie Träumerein.

Und dein zärtlich Herz versenk mal
in die Romanzero-Strophen,
und dann frag dich: Paßt sein Denkmal
für den Blick der Schloßplatzofen?
Da, wo Kriegsgeschütze bollern,
und Hurrah! dröhnt in den Ohren,
im Korfu der Hohenzollern,
da hat Heine nichts verloren . . .
Leg dich nach dem Abendessen
still zu Bett, mein Mägdelein,
und die Herzen, die vergessen,
und die Augen schlafen ein.

J. Diot.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesil, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.